Die christliche Welt

Evangelisch=Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 4 Leipzig, den 28. Januar 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungs=Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Allerlei Zeiten: 2. Der Mittag — Ueber David Friedrich Strauß: 4 (Schluß) — Aus der Geschichte des neu=estamentlichen Kanons: 3. Die Ausgestaltung des neutestamentlichen Kanons bis zum jetzigen Umfange — Erzbischof Sanfelice — ie vierte Konferenz des deutschen Hilfsbundes zur Linderung des Notstandes in Armenien am 13. und 14. Januar 1897 Barmen — John Gabriel Borkman. Schauspiel von Henrik Ibsen — Verschiedenes: Philologica sacra; Lebens= und Charakterbilder eutscher Frauen; Passifloren — Quittung — Anzeigen

Allerlei Zeiten

2. Der Mittag

Aller Augen warten auf Dich, und Du giebst ihnen hre Speise zu seiner Zeit. Du thust Deine Hand auf nd erfüllest Alles, was lebet, mit Wohlgefallen. salm 145, 15 f.

Der Mittag ist Essenszeit, in gewissem Sinne die unpoe=ischste Zeit des ganzen Tages, wie ja auch draußen in der Natur die Mittagsstunde geringeren Reiz hat als irgend eine ndre, aber recht betrachtet doch ein Höhepunkt des häuslichen ebens, sodaß man sagen kann, die gemeinsame Mahlzeit, ämlich was da gegessen wird und wie es gegessen wird, bildet inen fast unbedingt zuverlässigen Maßstab für die wirtschaftliche, eistige, sittliche, ja religiöse Gesamtlage des Familienlebens.

Vom Wirtschaftlichen versteht es sich von selbst. Wo nicht earbeitet wird, da hat man nichts zu essen, und wo die Frauen icht sorgsam und geschickt sind, bleibt auch das Viele kärglich. eider trifft die Umkehrung nicht immer zu, daß redliche Arbeit hren Tisch gedeckt findet und so viel Brot empfängt, als sie edarf. Da beginnt dann das Hungerleiden. Hunger haben t eine Gabe Gottes, Hunger leiden ein Unglück und ein — nrecht. Mancher von uns kennt das Hungerleiden, wenn nicht on Hause her, so vielleicht aus der Studentenzeit. Es wird hm eine heilsame Schule gewesen sein, weil er nun die schlimmste ller irdischen Nöte aus eigner Erfahrung verstehn gelernt hat nd weiß, wie den Leuten dabei zu Mute ist, auch gelernt hat, nit trocknem Brot umzugehen und die Grenzen der Genügsamkeit weiter zu ziehen, als manchem verwöhnten Muttersöhnchen oder sozialem Schreihals lieb ist. Aber das Hungerleiden als olches, wenn einer ehrlich arbeitet, gehört nicht zur christlichen Weltordnung, so wenig wie das Prassen und Schlemmen derer, ie keinen Finger rühren. Es steht als ein Wort Gottes eschrieben: Du giebst ihnen ihre Speise zu seiner Zeit; und venn der Heiland das Sorgen verbietet, so hat er es nur unter er Voraussetzung verbieten können, daß Jeder das Seinige mpfängt. Nahrung und Kleidung müssen sein und darum verden sie sein, und wo sie nicht sind, gilt es, im Namen Gottes Sturm zu laufen. Die Speisung der Fünftausend beginnt nicht msonst mit den Worten: Es jammerte ihn.

Daß der Mittag ein Abbild auch des geistigen Lebens im Hause ist, wird jeder sorgfältige Beobachter bestätigen. Freilich bedarf es dazu der Gemeinsamkeit, der gemeinsamen Familientafel, nd diese wird bis in die hohen Beamten= und Kaufmannskreise hinein durch die Zeitordnung vielfach unmöglich gemacht, — ewiß ein großer Schaden. Denn wie oft am Tage kann chließlich eine Familie in allen ihren Gliedern versammelt sein! Sieht man aber an solch einer Tafel die Gesichter, achtet auf ie Haltung und lauscht den Gesprächen, so hat man beinahe Alles gesehen und beinahe Alles gehört. Unvergeßlich die Tisch=gespräche Luthers mit ihrem freien Gedankenspiel, ihrer heitern Kurzweil und ernstlichen Belehrung. Fürwahr es ist auch eine Christenpflicht, Essen und Trinken aus der Sphäre des rein Materiellen, Kreatürlichen zu erheben und dem leiblichen Genuß, als dem Niederen, das „Wohlgefallen“ als das Höhere beizugesellen. Wie fein und vornehm sagt Paulus in Lystra: Gott hat Eure Herzen erfüllet mit Speise „und Freude.“

Von sittlicher Zucht darf nicht geschwiegen werden. Denn sie wird sicher bei Tische zu spüren sein, wenn sie im Hause sonst das Szepter führt. Scheltende Hausherren, schmollende Mütter und unartige Kinder finden sich am liebsten zum Mittags=mahl zusammen. Andrerseits werden die schönen Tugenden der Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit, wird ein gewisser Großsinn, der zu Gunsten Andrer gern auf das Bessere verzichtet, gerade bei Tische die lieblichsten Blüten entfalten. Auch die Kunst, Maß zu halten und warten zu können, ist eine Kunst der Mittag=stunde, und sie wird innerlich um so leichter angeeignet werden, je williger wir mit dem Psalmisten beten: Aller Augen warten auf Dich, Herr.

Das führt zur Religion, zum Tischgebet. Jesus nahm das Brot und dankte, es war das eine seiner festesten Gewohn=heiten. Man wird, wo das Tischgebet heimisch ist, auch bei voller Tafel nicht übermütig werden, man wird sich des Unter=grundes alles Lebens immer von neuem dankbar bewußt werden, man steht in der schlechthinigen Abhängigkeit und sucht in der Gabe den Geber. So flicht sich Endliches und Unendliches gerade an dem Punkte zusammen, der am meisten kritisch ist. Wohl jedem Hause, wo man versteht, dies Band immer fester und inniger zu knüpfen. Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du uns aus Gnaden bescheret hast. Sch

---

Ueber David Friedrich Strauß

4

Aber wird nicht Strauß Gedanken äußern, wie jenes Ziel der allgemeinen Volksbildung näher zu rücken sei? Wird er nicht alles freudig begrüßen, was auch ohne sein Eingreifen dahin führen möchte? Er kennt im neuen deutschen Reiche den vierten Stand, die Sozialdemokratie, das allgemeine Stimm=recht. Da drängt wohl überall die Masse aufwärts. Allein das allgemeine Stimmrecht war ihm ein schwerer Fehler. Denn selbstverständlich ist durchschnittlich der Besitzende besser unter=richtet als der Besitzlose. Und ob es Interessen der Besitz=losen giebt, die nur diese selbst vertreten können, weil nur sie selbst wissen, wo sie der Schuh drückt, darnach hat Strauß nicht gefragt. Die Gleichmacherei der Sozialdemokratie aber ist das Ende der Bildung. Denn ohne Reichtum keine Muße, ohne Muße keine Wissenschaft und Kunst. Darum war Strauß schon 1872 der beredte Anwalt eines Sozialistengesetzes.

Endlich, die Ziele des vierten Standes fassen sich ihm in die Worte zusammen: „für so wenig Arbeit als möglich so viel Lohn als möglich.“ Ueber diesen nächsten Zweck sehen diese Menschen nicht hinaus.

Ohne Reichtum keine Muße, ohne Muße keine Bildung. Strauß hat denselben Vorwurf mit denselben Worten, die sich hier gegen den vierten Stand und die Sozialdemokratie richten, auch gegen das Christentum gewandt. Den Umständen gemäß hat das Wort in beiden Fällen verschiedne Bedeutung. Dem Christentum wird im allgemeinen Kulturfeindschaft vorgeworfen. Es hat kein Verständnis für die Güter, die Strauß als die höchsten gelten. In diesem Sinne kann das Gleiche von der Sozialdemokratie nicht gesagt werden. Sie hat den Erwerb jener Güter für die breite Masse offen auf ihre Fahne geschrieben. Allein wie Strauß in dem Rätselhaften, Absurden der Monarchie das Geheimnis ihres Vorzugs findet, so waltet ein Mysterium über allem Tieferen, über Leben, Kunst und Staat. Und ohne daß er es so direkt ausgesprochen hätte, wird das Anrecht auf Bildung, Kunst und Wissenschaft zu einer solchen mysteriösen Prärogative einer kleinen auserlesenen Schar. Er selbst zählt zu ihr. Als der vereinsamte Privatgelehrte 1838 seinem Junggesellenleben ein Ende zu machen sich sehnte, gestand er verschiednen Freunden in inhaltlich gleichlautenden Briefen, daß er bei seiner Zukünftigen nächst der Bildung durchaus auf reichliche ökonomische Verhältnisse sehen müsse: erstens aus Unabhängigkeitslust, zweitens aus Stolz. Wir machen ihm daraus keinen Vorwurf. Allein von solchen Forderungen für die eigne Lebensstellung aus wird das scharfe Aburteilen über die sozialen Bestrebungen der untern Volksschichten eben doch zum Unrecht.

Das ist der Liberalismus des neuen Glaubens. Strauß ist das Urbild des modernen Nationalliberalen. An ihm, wie, glaube ich, an keinem andern Manne unsrer neuern deutschen Geschichte läßt sich dieser Typus des politisch und sozial konservativen, nur religiös freisinnigen und übrigens auf die Erhaltung einer bequemen Existenz bedachten Liberalismus studiren. Denn wie er 1872 auftritt, so ist er schon gewesen in den Tagen, als seine Freunde Vischer und Gervinus, als Dahlmann und Arndt 1848 in der Paulskirche einem wirklichen Freisinn die Wege bahnen wollten.

Strauß hat sich von dem Rausch der Februartage sehr schnell erholt. Noch ehe die Aufregung der doppelten Wahl in Ludwigsburg für das Frankfurter Parlament und für die Stuttgarter Kammer ihn in ihre Strudel riß, war er von der Begeisterung völlig geheilt. Er ist dann zwar nach Stuttgart gewählt worden, hat aber schon nach einem Vierteljahr sein Mandat niedergelegt und ist nach München gegangen. Sein Urteil über das Erlebte hat er wenige Jahre später in der Biographie seines Freundes Märklin ausgesprochen. Charakteristischer noch lauten briefliche Auslassungen. Am 13. April 1848 schrieb er an Vischer:

> Einer Natur wie der meinigen war es unter dem alten Polizeistaat [oder: unter russischem Despotismus] viel wohler als jetzt, wo man doch Ruhe auf den Straßen hatte und einem keine aufgeregten Menschen, keine neumodischen Schlapphüte und Bärte begegneten. Man konnte in Gesellschaft noch ein Wort von Litteratur und Kunst, von Originalen und dergleichen sprechen, man konnte sich gehen lassen — was jetzt alles nicht mehr möglich ist. . . . Ich lernte mich in diesen Tagen deutlicher als jemals dahin kennen, daß ich ein Epigone jener Periode der Individualbildung bin, deren Typus Goethe bezeichnet (wie oft rufe ich jetzt unsern Schutzheiligen Goethe an), und aus diesen Schranken weder heraus kann noch will. Gegen diesen Ausguß des Geistes auf Knechte und Mägde, gegen diese jetzige Weisheit auf allen Gassen kann ich mich nur schneidend ironisch, schnöde verachtend verhalten — Odi profanum vulgus et arceo*) ist und bleibt mein Wahlspruch. Eine solche Versammlung auch nur zu besuchen, wäre mir unmöglich.

Man kann versuchen, diese Stimmung einer fast antiken Volksverachtung aus besondern geschichtlichen Bedingungen herzuleiten und zu erklären. Die herablassende Art, in der die Hegelsche Philosophie von der Höhe des Begriffs auf die gemeine Welt der Vorstellung herabsehen lehrte, wird ihren reichen Teil zur Ausbildung derselben beigetragen haben.

---

*) Ich hasse das gemeine Volk und halte es mir vom Leibe.

Allein diese Philosophie war doch selbst nur das Produ einer viel allgemeinern Geistesströmung. Und die Element aus denen der neue Glaube seinen positiven Inhalt zusamme setzt, führen einerseits noch unmittelbarer auf die Quelle, a der auch jenes abschließende System der deutschen Spekulatio nach Kant floß, sie lassen sich andrerseits unschwer als de Niederschlag von Strauß' persönlichen Lebensschicksalen verstehe

Gewaltsam war Strauß aus seiner theologischen Laufbah herausgerissen worden. Das zu einer Zeit, als er noch v fern nicht an einen Bruch mit dem Christentum dachte. Ab der Fanatismus der Kirchenzeitungen und Sonntagsblätt stempelte ihn zum Antichristen. Der Züricher Putsch, dies wunderlichste aller Volksaufstände, in Szene gesetzt um eine theologischen Professor von der Hochschule fernzuhalten, ve schloß ihm vollends jeden Lehrstuhl in der Fakultät, der angehörte, und machte seinen Namen zum Gespött des Pöbel Er wurde wie ein Aussätziger behandelt. Seine ganz mensc liche Antwort darauf war, daß er nun sich selbst unwillkürli in den Haß gegen alles Christliche hineinsteigerte. Und d sehr christlichen Gegner sorgten dafür, daß die Funken d Leidenschaft, die unter der Asche brannten, immer wieder helle Flammen ausschlugen. Konnte es doch geschehen, da sein bloßer Besuch bei dem ihm innig befreundeten Pfarr Rapp die Bauern gegen diesen aufsässig machte und ihn eine Disziplinaruntersuchung verwickelte. Für solche Bauer meinte dann Strauß, gehören solche Pfaffen: nämlich wie Rapp Vorgesetzte, der Generalsuperintendent Mehring und der Deka Wullen, die thatsächlich den Klagen der Bauern Gehör schenkte Allein diese Leidenschaft war Strauß' Verhängnis. Er hatte nich mehr mit der Theologie zu schaffen. Und doch ließ sie ihn nie lo Die Stimmung einer kühlen Gleichgiltigkeit hat er sich i gegenüber nie aneignen können. Mag er noch so entschiede vom Verlassen dieser geistigen Frau reden oder von d ehernen Mauer, die zwischen ihm und ihr soll errichtet sei ehe er sichs versieht, macht das Schiedlich-Friedlich dem kräfti sten häuslichen Streite Platz. Auch in den Zeiten, in dene er nicht unmittelbar in die theologische Fehde eingriff, kom er, wie wir gesehen haben, auf Umwegen als Biograph imm wieder auf das zurück, wovon sein Herz voll war.

Allein von der bloßen Negation lebt kein Mensch, er denn ein verbohrter Fanatiker. Und das war Strauß nic Der Reichtum nicht nur seiner Begabung, sondern, wie sei Briefe zeigen, auch seines Gemüts verlangte positive Nahrun Soweit ein eigentlicher Lebensberuf in Betracht kam, konn nach den Züricher Erfahrungen sein erworbner wissenschaftlich Besitz auf die Rumpelkammer wandern. Er hätte sich ga neuen Aufgaben zuwenden müssen. Andern gelang da Friedrich Vischer und Eduard Zeller hatten gleich ihm m der Theologie gebrochen oder waren aus ihren Hallen hinau gewiesen worden. Aber in dauernder Arbeit siedelten sie s auf andern Gebieten an. Was auch ihnen ursprünglich n Nothütte war, wußten sie sich zu einem wohnlichen Gebäu umzugestalten. Strauß fehlte die Energie zu diesem Schri Ich kann aber nicht finden, daß Treitschke diese Unentschlosse heit oder Unentschiedenheit richtig als Eigensinn des schw bischen Magisters kennzeichnet. Ueber diese letztere Spezi deutschen Gelehrtentums erlaube ich mir kein Urteil abzugeb Allein bei Strauß sicher liegen die Dinge viel zu individu als daß sie sich durch irgendwelche generelle Eigenschaften klären ließen. Wenn nun jene Leidenschaft, die ihn an Theologie fesselte, dennoch nicht ausreicht, den Mangel Energie verständlich zu machen, der ihn abhält, die Schi zu verbrennen und in fremdem Lande sein Zelt aufzuschlag so bleibt, meine ich, zur Erklärung nur Folgendes übrig.

Einen unerhörten Schriftstellerruhm hatte der Dreiß jährige davongetragen. Das erste Leben Jesu hatte sei Namen durch Europa getragen. Die Ausarbeitung ihm nach gründlichen Vorarbeiten in unglaublich kur Zeit als ein Werk aus einem Guß geglückt. Er hatte dabei als den „gebornen Stilmenschen“ kennen gelernt, die Herrschaft über die Sprache in vollendetem Maße eign dem auch bei einem spröden Stoff die Form keinerlei Schwie

keiten bereitete. An den Streitschriften, der Glaubenslehre bewährte sich vollends diese schriftstellerische Begabung. Es war hiernach vollkommen selbstverständlich, daß Strauß jeden Gedanken, mit anderm Werkzeug oder Waffe als der Feder sein Leben zu gestalten, weit von sich weisen mußte. Allein an dem Erfolg jener Werke waren weder die Gewandtheit des Stilisten noch der Fleiß und der Scharfsinn des Gelehrten allein beteiligt. An ihnen hatte der ganze Mensch, bis aufs tiefste erregt, mitgearbeitet. Diese Teilnahme des Gemüts an den Erzeugnissen seiner Feder rückte in seinem eignen Empfinden sein Arbeiten in die nächste Nähe des dichterischen Produzirens. Bei ruhiger Ueberlegung sagte er sich dann wohl selbst, daß dieser Vergleich seine recht naheliegenden Grenzen habe. Er wußte sehr wohl, daß ihm die schöpferische Phantasie des Dichters fehle. Er übersah aber, daß die ganze mühevolle Selbstzucht des akademischen Studiums, die immerhin einseitige Selbstbeschränkung auf den besondern Stoff der einen Wissenschaft die Voraussetzung jener Begeisterung war, mit der er seine gelehrten Werke wie Offenbarungen seines eignen Innern hervorgebracht hatte. Er schalt sich nun einen Künstler von Gottes Ungnaden und wollte die Reihenfolge der psychologischen Bedingungen seines Schaffens umkehren. Er wollte innerlich vom Stoff ergriffen sein, ehe er ihn durch geduldiges Arbeiten sich angeeignet hatte. So liegt er denn jahrelang brach. Umsonst drängen die Freunde, namentlich Vischer. Strauß antwortet ihm (1852):

Dir kann so wenig wie mir die Ueberzeugung fehlen, daß alles Pflichtpredigen nichts nützt, wenn man es nicht versteht, in den Menschen Neigung zu demjenigen zu erwecken, wozu man sie ermahnt. Ich wiederhole, ich erkenne nur Pflichten an in bestimmten Verhältnissen; soweit ich in solchen stehe, gebe ich mir Mühe, dieselben zu erfüllen, eine Pflicht gegen das Publikum oder gegen die Menschheit ist für mich ein Unding, von dem ich nichts verstehe. In Betreff der freien, durch kein bestimmtes Verhältnis gebotnen Produktion verhält sich der Geist wie die Eiche, die Eicheln herabwirft, wenn Boden und Wetter sie begünstigen, aber ganz ohne Rücksicht auf die Notdurft der lieben Schweinheit, die unten herumläuft. Mit diesem Gleichnis werde ich zwar schön ankommen. So will ich sagen: Dein Schütteln am Zwetschenbaum nützt nichts, wenn eben diesmal keine Zwetschen darauf gewachsen sind. Belebe seine abgestorbnen Wurzelfasern wieder und schaff ihm nächstes Jahr einen schönen Sommer — wenn du kannst; darauf will ich dir mehr halten.

Kein Verhältnis, keine Berufspflicht bindet ihn. Er will schreiben, wenn der Geist über ihn kommt, oder wenn ein Stoff ungerufen ihm in den Weg tritt und zum Anfassen zwingt. Alles soll ein Produkt der Stimmung, der Leidenschaft, des Besessenseins, ja des Zornes sein. Eines pathologischen Antriebs will er zum Produziren bedürfen.

So ist Strauß zum Dilettanten geworden. Uebereinstimmend in den Jahren 1843, 1850, 1863 hängt er sich selbst diesen Namen an. Wieder in einem Briefe an Vischer erwägt er 1850, welches bestimmte Fach er denn bebauen solle. Die Theologie ist für ihn nicht mehr vorhanden. (1860 zweifelte er auch, ob er ein Recht habe, da noch drein zu reden, nachdem er diesen Dingen so lange entfremdet gewesen.) Zur Philosophie als solcher hat er kein Talent. Die Politik setzt ihn, wenn er nur an sie denkt, aus allem produktiven Humor heraus.

Nun wüßte ich nur allenfalls noch die Kunst — und überhaupt ästhetische Kritik —, und wirklich ist die Kunst im weitesten Sinne, mit eingeschlossen noch die menschlich-biographische Seite der Geschichte, noch das Einzige, was mich anzieht und glücklich macht; auch hätte ich es vielleicht in diesem Felde der litterarischen Thätigkeit zu etwas bringen können, wenn ich es zeitig als Fach ergriffen hätte. Nun aber bin ich auf diesem Felde bloßer Dilettant geblieben, der wohl hie und da einen richtigen Blick, einen guten Gedanken hat, aber dem es an zusammenhängender Ein- und Uebersicht sowohl in historischer als in philosophischer Hinsicht fehlt.

Die Kunst; sie und die Naturwissenschaft bilden die Elemente des neuen Glaubens. Erst verhältnismäßig sehr spät taucht in den Briefen Strauß' Interesse für die Naturwissenschaft auf. Irre ich nicht, so ist überhaupt erst der Name Darwins dafür entscheidend gewesen. Es ist aber wohl nicht so schwer zu sagen, woher das kommt. Jene beiden Gebiete bezeichnen in der Reihenfolge, in der sie hier stehen, und in der sie nach einander dem dilettantischen Streben des mit der Theologie Zerfallenen einen positiven Lebensinhalt boten, die auf einander folgenden Epochen deutscher Bildung im neunzehnten Jahrhundert. Unsre Gebildeten haben bis in die Mitte des Jahrhunderts in der Kunst, seitdem immer überwiegender in dem Zauber der neuen Naturwissenschaft gelebt. Strauß aber ist nicht mehr und nicht weniger als der persönliche Spiegel für diese Entwicklung. Und daß die beiden Gebiete sich in ihm zu friedlichem Neben- und Ineinander die Hand reichen, kann auch nicht Wunder nehmen. Denn so auch waren sie ja vereinigt gewesen in dem Genius, der „an der Spitze dieser welthistorischen Handlungen" stand. In Goethes Geist und Leben hatten sich Dichtung und Naturwissenschaft — freilich auch noch wie vieles Andre! — die Hand gereicht. Unter seiner Führung hat Strauß gemeint, die zerstreuten Fäden seines dilettantischen Wissens und Produzirens zu einem irgendwie geschlossenen Ganzen verbinden zu können. Dieser Schutzgeist, Goethe, der universelle Genius, den er unermüdlich gegen Vischers ästhetische Schrullen wie gegen Gervinus' moralische Pedanterie, gegen beider Shakespearolatrie verteidigt, ist in Strauß' Gedanken offenbar der eigentliche Vater des neuen Glaubens.

Allein hier begegnet uns nun ein merkwürdiges Schauspiel. Goethe war auf den beiden Gebieten, der Kunst und Naturforschung, in eminentem Maße Fachmann. Strauß ist überzeugt, daß an ihm irre zu werden für den Kunstkritiker ein ebenso großes Verbrechen sei, wie für den Protestanten der Zweifel an Luther. Allein Strauß eignes Vertrauen zu dem großen Führer hat seine Grenzen. Es verläßt ihn überall da, wo Goethe als Dichter oder Naturforscher das religiöse Gebiet betritt. Wenn er an dem zweiten Teile der Wahlverwandtschaften, an der mystischen Region der gotischen Kapellen, der Glorienscheine und gemalten Fenster schon überhaupt viel auszusetzen fand, so ist ihm die Schlußphrase des Romans nur ein Reflex ohne Rückhalt in den Ueberzeugungen des Dichters oder des ihm ebenbürtigen Lesers. Nicht minder ist ihm der zweite Teil des Faust nur noch ein allegorisch-schemenhaftes Produkt, und in Wilhelm Meisters Wanderjahren wird man mehr und mehr in eine symbolische Scheinwelt versetzt. Das sind keine bloß ästhetischen Urteile. Es ist der Inhalt dieser Altersphrasen, der auf Strauß nur komisch wirkt. Er stellt sich da gleich seinen Freund, den Musiker Kauffmann vor, der sie mit humoristischer Grandezza vorzutragen wußte. Und er wird vollends absprechend, wo er diese ärgerlichen Elemente der Gedankenwelt Goethes nicht im Rahmen der Dichtung, also vielleicht nur als Spiel der Phantasie, sondern in ruhig-nüchterner Betrachtung gar als Ergebnis wissenschaftlichen Nachdenkens niedergelegt findet. Da ist ihm Goethes Unsterblichkeitsglaube wohl Wahrheit im Munde des rastlos thätigen Dichtergreises, aber ohne jede objektive Beweiskraft. Was die Natur ihm schuldig war für sein rastloses Wirken, d. h. was nach den Naturgesetzen daraus folgte, das hatte er vollauf genossen. Daß er mehr verlangte, war eine Altersschwäche. Und nun vollends, daß er für die Entstehung des Menschen die Allmacht Gottes herbeiruft! Der Schleier, der bei Goethe über jener Epoche der Menschwerdung liegt, ist nur ein Rest der Unbestimmtheit, der in seiner Vorstellung von diesen Verhältnissen geblieben ist. Denn:

Dachte sich Goethe den Menschen nicht aus einer höhern Tierart hervorentwickelt, sondern gleichsam aus dem blanken Boden auf einmal hervorgetreten: so ist das freilich eine Vorstellung so ungeheuerlicher Art, daß es ratsam ist, einen Vorhang darüber zu werfen.

So kindlich allerdings, wie Strauß in gezwungner Alternative will, wird sich Goethe das nicht gedacht haben. Allein den Vorhang darüber zu werfen, ist für uns nicht ratsam. Wir ziehen aus dem, was uns Strauß über Goethe mitteilt, unsre Folgerungen. So wenig es ist, es wird zu einem Urteil ausreichen. Der Fachmann Goethe hat weder in seinem dichterischen Wirken noch in seinem naturwissenschaftlichen Forschen den Abschluß seiner Weltanschauung gefunden. Innerhalb dieser geistigen Thätigkeiten oder in der Linie menschlichen Erkennens, die durch sie bezeichnet war, lag auch in aller möglichen Fortsetzung derselben kein Punkt, der nach Goethes Urteil sie selbst oder ihren Gegenstand in die Sphäre des Unbedingten zu erheben zwingen konnte. Die Religion, und zwar die mit ihrem alten persönlichen Gott, blieb von ihnen unangetastet, für des Dichters und

Naturforschers Leben unentbehrlich. Und wenn es je eine Epoche in des Dichters Leben gab, wo er darüber anders gedacht hätte — Hermann Grimm stellt das rundweg in Abrede —, so haben wir das Recht, zu behaupten: ihn hat das immer tiefere Eindringen in die Wunder der Natur und die Tiefen der Kunst über die Grenzen belehrt, die beiden in unserm Seelenleben gesetzt sind. Dem gegenüber erkennen wir in Strauß' Hypostasirung von Natur und Kunst, in der Erhebung beider ins Unendliche, ihrer Vergöttlichung, den Zauber, den sie auf den Halbkundigen übten, der weder ihre Geheimnisse in selbständiger geistiger Thätigkeit zu durchschauen noch ihre Grenzen zu ermessen imstande war. Strauß' Alter und Neuer Glaube ist der Niederschlag einer dilettantischen Begeisterung für die ungeheure Produktivität unsrer klassischen Kunstepoche einerseits, für die an Ueberraschungen überreiche Entwicklung unsrer neusten Naturforschung andrerseits.

Wenn wir von der Frage ausgingen, an welches Individuum oder welchen Genius sich der Interpret des neuen Glaubens angeschlossen habe, da er sich selbst für dessen Propheten auszugeben unterlassen mußte, so schließen wir mit der Antwort: Goethe, den er als diesen universellen Genius angesehen und gefeiert hat, nimmt jene Ehre nicht in Anspruch. Strauß baute auf einen Grund, der sein lustiges Gebäude zu tragen außer stande war.

S Eck

Aus der Geschichte des neutestamentlichen Kanons

3. Die Ausgestaltung des Kanons bis zum jetzigen Umfange

Der weitaus bedeutendste Kirchenvater der östlichen Kirche ist Origenes (gestorben 254); er war des Klemens von Alexandrien Schüler, auch sein Nachfolger an der dortigen Katechetenschule. Von seinen zahlreichen Werken ist der größte Teil verloren gegangen. Die Kirche hat ihn im sechsten Jahrhundert als gefährlichen Ketzer verdammt und seine Schriften, wo sie ihrer habhaft werden konnte, vernichtet. Dennoch sind Teile auf uns gekommen, freilich zumeist in lateinischen Uebersetzungen, die nicht den Anspruch machen können, besonders treu zu sein. Immerhin geht auch aus dem Wenigen, was wir von ihm besitzen, die Stellung des Origenes zum neutestamentlichen Kanon deutlich hervor.

Altes und Neues Testament sind ihm gleichwertig. Folgendes Zitat aus einem seiner Kommentare diene zum Beweise:

> Es gilt das Gesetz des Herrn zu durchforschen Tag und Nacht, und zwar nicht bloß die neuen Sprüche der Evangelien und der Apostel und ihrer Offenbarung, sondern auch der des alten, des den Schatten der zukünftigen Güter besitzenden Gesetzes und der ihnen entsprechend weissagenden Propheten.

Noch etwas zeigt dieser Satz: Origenes hat die Dreiteilung des Neuen Testaments in Evangelien, apostolische Schriften und Apokalypse, die uns geläufig ist, an die Stelle der früheren Zweiteilung gesetzt. Bei ihm läßt sich auch der Gesamtname „Neues Testament“ zuerst nachweisen. Dieses setzt sich ihm nun aus folgenden Schriften zusammen: vier Evangelien, Apokalypse, Apostelgeschichte und vierzehn Paulinische Briefe (der vierzehnte ist der Hebräerbrief, den er trotz kritischer Zweifel doch schließlich als von Paulus stammend behandelt); dazu kommen: 1. Petri und 1. Johannis, aber auch 2. und 3. Johannis, Judas, Jakobus und 2. Petri. Merkwürdig ist dabei das Verhalten des Origenes zu den zuletzt genannten Schriften: sie sind ihm keine entscheidenden Instanzen, und wenn er aus ihnen zitirt, so setzt er vorsichtig ein „falls jemand . . . . . heranziehen sollte“ hinzu, ja den Judasbrief bezeichnet er als den „sogenannten.“ Er wußte sehr wohl, daß in andern Gemeinden diese fünf Schriften noch nicht zur Anerkennung gelangt waren, aber andrerseits mag er ihnen doch die apostolische Abfassung nicht bestreiten. Er setzt sie zwar neben die Briefe des Paulus, neben 1. Petri und 1. Johannis, aber nicht als gleiche neben gleiche. So ergaben sich dem Origenes zwei Klassen von Schriften: die erste ist die der allgemein anerkannten, die zweite die der bezweifelten, es sind 2. Petri,

2. und 3. Johannis, wohl auch Judas und Jakobus; bezweife war bei ihnen der apostolische Ursprung. Aber zwische diese beiden Klassen schob er noch eine dritte, die der „lüg nerischen“ Schriften; zu ihnen rechnet er das Aegypterevan gelium, das Evangelium der Zwölfe, das des Basilides. Solch Erzeugnisse kamen für ihn nicht mehr in Betracht, ihre nicht apostolische Abfassung stand ihm fest.

Die Dreiteilung des Origenes hat Eusebius, de Kirchenhistoriker, übernommen. Er stellt in seinem Hauptwerk einen Katalog der Schriften des Neuen Testamentes auf; dabe zählt er als allgemein anerkannte, das heißt ihm soviel wi göttliche Schriften die Evangelien, die Apostelgeschichte, di Paulusbriefe (eine Zahl nennt er nicht), 1. Johannis un 1. Petri — und „wenn man will“ auch die Apokalypse. Be stritten seien Jakobus, Judas, 2. Petri, 2. und 3. Johannis Sicher unecht sind die Apostelgeschichte des Paulus, Hermas die Apokalypse des Petrus, Barnabas, Apostellehre, schließlic wiederum „wenn man will“ die Apokalypse des Johanne und das Hebräerevangelium. Eusebius bekommt es also fertig dieselbe Apokalypse zu den allgemein anerkannten und zu de allgemein verworfnen Schriften zu zählen! Dieses auffallend Verhalten erklärt sich, wenn man bedenkt, daß Eusebius einer seits von Origenes abhängig ist, der die Apokalypse anerkann hatte, andrerseits aber wohl weiß, daß manche diese Schrif dem Apostel Johannes absprachen. — Ueber des Eusebiu kanongeschichtlichen Bestrebungen waltete überhaupt ein eigne Unstern. Er setzte an die Stelle des immerhin relativen Aus drucks „allgemein anerkannt“ den viel strafferen „echt.“ Un nun ergab sich ein eigentümliches Dilemma: es gab eine Klass von echten Schriften und eine von unechten, dazwischen abe stand eine solche von Schriften, die weder ganz echt, d. h apostolisch, noch ganz unecht, d. h. schlechthin zu verwerfen waren. Das war auf die Dauer unerträglich. Sollte wirklic die Apostolizität einer Schrift über ihre Aufnahme in de Kanon entscheiden, so mußte man sich darüber klar werden ob die bestrittnen Briefe mit Recht oder Unrecht den Namen eines Apostels trugen, sie mußten sich entweder an die erst oder an die letzte Klasse angliedern. Die Entscheidung wa zu des Eusebius Zeit schon gefallen, die Kirche hielt di apostolische Herkunft der fünf kleinern katholischen Briefe fü glaubwürdig erwiesen, sie waren bereits allgemein rezipirt Aber Eusebius war ein Gelehrter, ein Theolog, und al solcher erinnerte er sich, daß der größere Teil der Briefe ers seit kurzem autoritative Geltung erlangt hatte. Daher mach er jene Distinktionen. Die Kirche des Ostens war dagege völlig darüber im Klaren, daß der Kanon der Neuen Testa ments aus vier Evangelien, Apostelgeschichte, vierzehn Paulus briefen und sieben katholischen Briefen bestehe. Der zweit Teil des Neuen Testaments hat hier jetzt seine abschließend Gestalt gefunden. Nur der dritte Teil ist noch nicht sicher.

Origenes hatte die Apokalypse wie selbstverständlich z den allgemein anerkannten Schriften gerechnet. Eusebius hatt eine ganz eigentümliche Stellung zu ihr eingenommen. Di Abneigung gegen sie, die bei ihm unverhohlen zu Tage trat war bedingt durch den Einfluß griechischer Philosophie un hellenischer Bildung. Der Geschmack an einem Erzeugnis s speziell jüdischen Geistes, wie dieses Buch es ist, nahm um s mehr ab, je inniger sich Christentum und Hellenismus vermählten. Die „antiapokalyptische Strömung“ wuchs. Man versuchte wohl einen Kompromiß, aber sobald man die Apostolizität der Schrift leugnete, mußte man sie konsequenterweise aus dem Kanon ausschließen. Und so ist es thatsächlich eine Zeit lang gewesen: „um 350 haben gewiß manche griechische Kirchen vollständige Neue Testamente zu besitzen gemeint, wenn sie sechsundzwanzig Bücher (wie heute, nur mit Ausnahme der Apokalypse) besaßen; und hie und da wird man sie (die Apokalypse) gar nicht gekannt haben.“

Erst sehr allmählich ist das anders geworden. Eine ganze Reihe von Verzeichnissen der heiligen Bücher aus dem vierten Jahrhundert zählen sechsundzwanzig Schriften des Neuen Testaments. Eine Ausnahme macht bezeichnenderweise Athanasius. Dieser so oft verbannte Mann hatte einen großen

Teil seines bewegten Lebens im Abendland zubringen müssen. Hier war, wie wir noch sehen werden, die Apokalypse viel schneller zur allgemeinen Anerkennung gelangt wie im Orient. Das mag nicht ohne Wirkung auf des Athanasius Urteil geblieben sein: er nennt sie an letzter Stelle als Bestandteil der heiligen Schrift. Die hohe Autorität, die dieser Kämpfer für die Rechtgläubigkeit darstellte, und wohl auch der Wunsch nach Einheit mit der Kirche des Westens haben den Sieg davongetragen. Trotz langem und energischem Widerstande auch so großer Theologen wie Theodorus von Mopsuestia, Theodoret von Kyros und Johannes Chrysostomus hat die griechische Kirche die Apokalypse wieder aufgenommen. Es läßt sich nicht bestimmt angeben, wann das geschehen ist, doch war der grundsätzliche Widerspruch wohl im siebenten Jahrhundert verstummt.

Aus dem Schwanken aber kam man innerhalb der griechischen Kirche noch lange nicht heraus. So gab es z. B. eine Gelehrtenschule, die antiochenische, die sich den katholischen Briefen gegenüber mehr oder weniger ablehnend verhielt. Um auch nach der andern Richtung hin Belege anzuführen, sei erwähnt, daß das Verzeichnis des Kodex Alexandrinus, der aus der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts stammen dürfte, den 1. und 2. Klemensbrief mit zum Neuen Testamente zählt, ja noch um 730 kann ein so unbezweifelt orthodoxer Kirchenlehrer wie Johannes Damascenus die Kanones der heiligen Apostel als zum Neuen Testament gehörig bezeichnen. Dieses auffallend geringe Bedürfnis nach fester Abgrenzung des Kanons bei den Griechen tritt in den syrischen Kirchen noch stärker hervor: eine syrische Handschrift aus dem Jahre 1470 schließt das Neue Testament mit den Paulusbriefen ab und fährt dann fort: „den Briefen Pauli fügen wir hier die Apostelbriefe bei, die nicht in allen Kodices zu finden sind," dann werden 2. Petri, 2. und 3. Johannis, Judas und die beiden „Klementinischen" Briefe über die Jungfräulichkeit angeführt.

Die Entwicklung in der **lateinischen Kirche** ging andre Bahnen; sie kam viel schneller zum Abschluß. Für die Zeit von 200 bis 375 läßt sich kurz Folgendes sagen: Es steht fest, daß die vier Evangelien, die Apostelgeschichte, dreizehn Paulusbriefe und die Apokalypse zum Kanon gehören. Diese Schrift hat das Abendland schon früh und ohne nennenswerten Widerspruch rezipirt. Die Zahl der kleinen Briefe schwankt: 1. Petri und 1. Johannis werden viel häufiger zitirt als die übrigen fünf zusammen, und 2. Petri ist vor dem vierten Jahrhundert nicht nachweisbar. Anders wie die griechische Kirche verhält sich die lateinische zum Hebräerbrief. Er ist entweder ganz unbekannt, oder aber man schreibt ihn wenigstens dem Paulus nicht zu. Obgleich im Abendlande das Bedürfnis nach einer festen Abgrenzung des Kanons sehr stark ist, hat eine einheitliche Praxis nicht erreicht werden können: wir besitzen z. B. Verzeichnisse mit einunddreißig neutestamentlichen „heiligen Schriften" aus jener Zeit. Doch wird man sagen dürfen, daß die sechsundzwanzig Bücher eines Kanons, den Theodor Mommsen aus einer Handschrift des zehnten Jahrhunderts publizirt hat, den Durchschnittsbestand des abendländischen Neuen Testaments jener Zeit darstellen; es sind folgende: vier Evangelien, dreizehn Paulusbriefe, Apostelgeschichte, Apokalypse, 1., 2., 3. Johannis, Jakobus, 1., 2. Petri und Judas.

Im Grunde handelt es sich also bloß noch um die Aufnahme des Hebräerbriefes. Die Entscheidung ist hier von **Hieronymus** und **Augustinus** gebracht worden. Jener zitirt ihn zwar noch öfters mit einer vorsichtigen Eingangsformel, doch aber wird die Zahl der Stellen immer größer, wo er ihn einfach als Brief des Apostels Paulus bezeichnet. Augustin verhält sich ähnlich: er zählt sogar in seinem offiziellen Verzeichnis vierzehn Paulusbriefe. Wichtiger noch ist es, daß mehrere unter seinem Einfluß stehende afrikanische Synoden Schriftenverzeichnisse aufgestellt haben, die das Neue Testament in seinem heutigen Umfange geben; und diese Verzeichnisse haben sie als Gesetze publizirt. Ein geringer Unterschied ist dabei charakteristisch: in den vor 400 verfaßten Verzeichnissen heißt es „dreizehn Briefe vom Apostel Paulus, einer an die

Hebräer von demselben", während die Synode von Karthago im Jahre 419 einfach von vierzehn Briefen des Paulus redet. Einen Vorgänger hierin hatte sie in dem römischen Bischof Innocentius I.; er führt in einem Reskript aus dem Jahre 405 unter den siebenundzwanzig Schriften des Neuen Testaments vierzehn Briefe des Apostels Paulus auf. Wohl hat es nach dieser Zeit noch Schwankungen gegeben, aber offiziell ward seit 400 kein Streit mehr über die Grenzen des Neuen Testaments geführt. Die Kirche hatte entschieden, und Augustins gewaltige Autorität deckte diesen Entscheid. Als dann im Jahre 1446 die Synode von Trient in ihrer vierten Sitzung den Gesamtinhalt der lateinischen Bibel (Vulgata) mit genauer Aufzählung der siebenundzwanzig neutestamentlichen Schriften für göttlich erklärte, ohne irgendwelchen Gradunterschied zwischen den einzelnen Bestandteilen zuzulassen, hat sie nur eine sehr alte Tradition kanonisirt.

Noch einmal ist der Versuch gemacht worden, zwischen den Schriften des Neuen Testaments Unterschiede zu machen. Er ging von den Reformatoren aus. Es ist bekannt, wie **Luther** über einzelne Bücher geurteilt hat: es waren besonders Hebräer, Judas, Jakobus und Apokalypse, denen er vor allen Johannes, Römer und Galater als die „rechten gewissen Hauptbücher" gegenüberstellte. Aber die Bedenken Luthers gingen nicht aus historischen, sondern aus religiösen Motiven hervor, daher hat er auch niemandem wehren wollen, davon zu halten, was ihm sein Geist gebe. Die kraftvolle Sprache Luthers hat noch eine Zeit lang nachgewirkt. Wir hören die lutherischen Scholastiker des siebzehnten Jahrhunderts von kanonischen Büchern Neuen Testaments zweiter Ordnung reden. Aber diese Unterscheidung war nicht mehr religiös begründet; sie floß aus katholischen Traditionen, die zuerst Karlstadt wieder hervorgeholt hatte. Mit dem Inspirationsdogma konnte sie sich freilich auf die Länge nicht vertragen. Um 1700 verschwindet denn auch jene Terminologie: allen siebenundzwanzig neutestamentlichen Schriften kommt die gleiche Autorität zu. So ist „das alte Neue Testament auch durch die Stürme der Reformation hindurchgerettet worden." Seine Geschichte ist hiermit zu Ende. Das Neue Testament ist geblieben, wie es war, und es wird bleiben, wie es ist. Wer sollte wohl heute daran denken, etwas an ihm zu ändern? Die neutestamentliche Wissenschaft hat zwar manchem seiner Bücher die Apostolizität abgesprochen, aber das sollte für niemanden ein Grund sein, weniger in dem Buche zu finden, als er vorher darin gefunden hat, sein **religiöser** Gehalt ist damit nicht angetastet.

Ernst Teichmann

Erzbischof Sanfelice

In einer waldigen Schlucht der Sorrenter Halbinsel liegt stillverborgen das uralte Benediktinerkloster St. Trinità della Cava, an Ehren und an Siegen reich. In jenen Zeiten, als Salerno die Residenz eines Langobardenfürsten war, ward in seiner Nähe jene Abtei gegründet, die im Laufe der Jahrhunderte an Ruhm und Reichtum mit dem Mutterkloster Monte Cassino wetteiferte. Vor reichlich dreißig Jahren wurden die Güter des Klosters durch Staatsgesetz konfiszirt, das Kloster selbst aber wegen seiner Verdienste um die Kultur zum Monumento nazionale erhoben, eine Ehre, die ebenfalls dem Kloster Monte Cassino und Monte Vergine zu teil wurde. Zur Unterhaltung von St. Trinità della Cava stellte der Staat jährlich 6000 Franks zur Verfügung und ernannte den Abt zum Superintendenten der dort vorhandnen Schätze. Trotzdem aber besteht es auch als Kloster fort, nur daß die Zahl der Mönche gering ist. Außerdem befindet sich dort ein Laienkonvikt, d. h. eine Erziehungs- und Unterrichtsanstalt, mit den Pflichten und Rechten eines staatlichen Gymnasiums.

Am 15. Juli 1878 wurden die Klosterinsassen in nicht geringe Aufregung versetzt durch die Nachricht, daß der Generalvikar des Abtes zum Erzbischof von Neapel ernannt sei. Es war Guglielmo Sanfelice, aus dem herzoglichen Hause der Acquaviva, einer alten, aber verarmten Patrizierfamilie. Er

bekleidete bisher nicht nur das Amt eines Vikars, sondern auch das eines Lehrers an dem erwähnten Laienkonvikt. Geboren bei Neapel 1834, war Sanfelice schon in seinem zehnten Jahre in das Kloster zu Cava eingetreten und hatte dort das Mönchsgewand der Benediktiner bis zu seinem vierundvierzigsten Lebensjahre getragen. Er studirte Theologie, schrieb in seiner Mönchszelle ein Buch über Kirchenrecht, beschäftigte sich aber hauptsächlich mit der römischen, griechischen und italienischen Litteratur, weil er in diesen Fächern zu unterrichten hatte. Die Ernennung eines gänzlich unbekannten Mönchs zum Oberhaupt der größten Diözese Italiens erregte nicht allein in den Klosterzellen, sondern auch in den Kreisen des Klerus und der Laien Neapels das größte Aufsehen. Bis dahin war sehr selten aus der Klostergeistlichkeit ein Erzbischof dieser wichtigen Diözese hervorgegangen, der Säkularklerus sah sich durch jene Ernennung beeinträchtigt, man sprach mit Grimm und Groll von Zurücksetzung verdienstvoller Geistlichen. Dennoch war diese Ernennung leicht zu erklären. Seit uralten Zeiten wurde der Erzbischof Neapels stets aus dem Patrizierstande genommen. Seit einem Menschenalter aber haben sich die aristokratischen Familien vom Klerus entfernt, sodaß höchst selten ein Sohn solcher Herkunft sich dem geistlichen Stande, dessen Einkünfte bedeutend geschmälert sind, widmet. Wollte der Papst einen Aristokraten zum Erzbischof ernennen, so blieb ihm kaum eine Wahl: Sanfelice, Herzog von Acquaviva, war der nächste. Obendrein hegte der Papst die Ueberzeugung, in jenem schlichten Mönche einen bedingungslosen Unterthan und Anhänger zu finden. Leo XIII. hat sich nicht getäuscht. Als Sanfelice im Jahre 1884, wie seit vierhundert Jahren alle Erzbischöfe Neapels, die Kardinalswürde erhielt, richtete er von Rom aus, „vom Grabe der Apostel," einen Hirtenbrief an seine Diözesanen, in dem er sich über das Papsttum so äußerte:

> Der Grundstein der Kirche ist der Stellvertreter Christi, der römische Oberbischof (Romano Pontefice), zu dem sich unsre Herzen erheben, und dem sich unser Verstand unterwirft. Er ist der Leuchtturm, der die Finsternis jeden Irrtums vertreibt, er ist der sichere Weg, der zur ersehnten Heimat führt, er ist Sitz der Wahrheit, außer der alles Lüge ist, er ist das fehlerlose Leben, von dem Unsterblichkeit und Ehrenglanz ausgeht.

Im August 1878 hielt der neue Erzbischof seinen Einzug in Neapel. Von der Kirche „der ewigen Sakramentsanbeterinnen" ging der Zug zum Dom, Sanfelice unter einem Baldachin, dessen Stangen von den Vertretern der ersten Patrizierfamilien gehalten wurden. Alle Glocken der Stadt läuteten, die Kanonen des Forts St. Elmo donnerten, alle Schiffe im Hafen flaggten, die Volksmassen jauchzten. Man sprach mit Bewunderung von der Armut des neuen Seelenhirten. Sanfelice hatte von seiner Zelle aus seine Habseligkeiten in zwei Holzkisten vorausgeschickt, besaß außerdem auch einen Leuchter und einige Bücher. Mobilien für den seit dem Tode seines reichen Vorgängers gänzlich leeren erzbischöflichen Palast besaß der Mönch nicht, trotz seines Herzogstitels. Reiche Aristokraten schenkten ihm die Ausstattung des Palastes, der übrigens inwendig stets so kahl und frostig blieb, daß der Besucher an Klosterzellen erinnert wurde.

Welche Geistesbildung brachte Sanfelice aus der Klosterzelle mit, in der er fast vierunddreißig Jahre hindurch gelebt hatte, ehe er zum Hirten einer Diözese von fast einer Million Seelen ernannt wurde? Die klösterliche Schulbildung hat mit deutscher Gymnasialbildung bitterwenig gemein; die klösterlichen theologischen Studien verhalten sich zu unsern Universitätsstudien wie ein dürres Gerippe zu einem lebensvollen Körper. Ein Menschenalter hindurch in kahler Zelle, dem Leben entzogen, auf mönchischen Verkehr angewiesen, in einem stillen Erdwinkel Novizen erziehend, die steinharte Dogmatik eines Thomas von Aquino verdauend, ohne Gelegenheit, nach Wahrheit zu forschen, im dumpfen Einerlei des Klosterlebens träumerisch dahin lebend, das war die Vorbereitung auf seinen erzbischöflichen Beruf. Es war nicht seine Schuld, wenn er nicht mehr und nichts Besseres mitbrachte. Wir beschuldigen nicht ihn, sondern die römische Kirche mit ihrem System der Erziehung und Bildung des Klerus. Im Kloster Cava wird eine von Sanfelice eigenhändig geschriebne Aufzeichnung ver-

wahrt, die einen Einblick in die Art der Frömmigkeit gewäh
die er im Klosterleben sich aneignete. Als Schutzheilige v
ehrt man dort „die vier Väter," d. h. die ersten vier Aeb
Die Klosterchronik meldet, daß nicht die Gnade eines Papst
sondern der Wille des Volkes jene vier Ab immemorab
(seit unvordenklichen Zeiten) zur Würde der Heiligen erhob
habe. Vier kostbare Marmorsarkophage sieht man in ei
Nische der prächtigen Klosterkirche, wohin viele Pilger wa
fahrten. Sanfelice hatte als Generalvikar des Klost
die Sehnsucht, sich und Andern heilkräftige Reliquien zu v
schaffen. Zu dem Ende ließ er die schwer zugänglichen Gr
stätten jener Schutzheiligen öffnen, die Grabesruhe stören u
die gefundnen Körperreste zerteilen. In dem oben erwähn
Dokumente lesen wir unter anderm Folgendes:

> Wir sahen den vollständigen Körper des Heiligen, in seiner H
> war der Stab, an seinen Füßen Sandalen. Ich nahm das Ha
> zwischen meine Hände, bezeugte ihm meine Verehrung und zog i
> mit Mühe einen Zahn aus, wobei sich am Kinnbacken Blut zei
> Ebenfalls nahm ich den Stab, ein Stück des Schädels, sowie die S
> dalen und verwahrte diese teuern Reliquien.

Als Erzbischof hat Sanfelice in Neapel sich des R
liquienkultus eifrig angenommen und im Dom eine prächt
Reliquienkapelle herstellen lassen, in die der Herzog von Regi
auch den Fuß der heiligen Anna bringen ließ, den seine V
fahren als Kreuzfahrer in Palästina erwarben. Ein gr
artiges Fest diente als Weihe der Reliquienkapelle, und
Zahl der Frauen wird immer größer, die im Aufschauen
jenem Fuß eine glückliche Geburt erflehen oder ihn in schwe
Stunde zu sich ins Haus bringen lassen. Das bekannte Bl
wunder des heiligen Januarius erhielt durch Sanfelice ne
Glanz, der ganze Heiligenkultus neuen Schwung. Die Legende,
St. Petrus, nach Rom reisend, in Neapel weilte und d
den St. Asprenas zum ersten Bischof ernannte, ward du
Sanfelice in Geschichte verwandelt und der Kultus des Aspren
eingeführt. Die Reliquien der der Sage nach von Petrus
tauften heiligen Candida wurden „entdeckt," und eine pompha
Inschrift mußte dies Ereignis verkündigen.

Eins fehlte dem zum erzbischöflichen Thron gelangten Be
diktinermönch nicht, und dies Eine ist nach römischen Begrif
für einen Kirchenfürsten, der repräsentiren soll, eine Hauptsa
Sanfelice besaß eine imponirende Gestalt, hohen Wuchs u
angenehme Gesichtszüge. Er verstand es, zu repräsentiren u
zu imponiren, wenn er in farbenbunter Prozession durch
Straßen schritt und mit der Rechten das Volk segn
von dem viele knieten, viele den Saum seines Gewandes küßt
„Jeder Zoll ein Kirchenfürst," sagte mir eine katholisch
gehauchte Touristin, die ihn bei solcher Gelegenheit sah.
Beredsamkeit ist einem Kirchenfürsten nicht nötig, Päpste u
Erzbischöfe halten heutzutage keine Predigten. Alljährlich h
Sanfelice im Dom am Epiphaniasfest einen Vortrag,
stieg dann aber nicht die Kanzel, sondern saß auf seinem M
morthron.

Vom Mönch zum Erzbischof und Kardinal! — Der Unt
schied zwischen diesen Stufen ist so groß, daß keine Brücke
der einen zur andern zu führen scheint. Was hat das schwa
Benediktinergewand mit dem Kardinalspurpur zu schaffen?
stimmt das Käpplein der Mönche zu der mit Edelsteinen
setzten Mitra? Der Kaiser eines mächtigen Reiches hat
früheren Mönch hoch geehrt, das Volk Neapels hat ihn
göttert und würde ihn, falls es noch möglich wäre, zum Sch
heiligen erklären. Sanfelice, der ein Menschenalter hindu
selten den Bezirk des Klosters verließ, der auch als Bis
nur dann die Grenzen seiner Diözese überschritt, wenn er n
Rom reiste, hat soeben, zweiundsechzig Jahre alt, die letzte gr
Reise angetreten. In seinem 1884 von Rom aus an se
Diözese gerichteten Brief, den wir oben erwähnten, schrieb
auch dieses:

> Ich liebe euch, meine teuren Kinder, ich liebe euch und bin
> schwersten Opfer bereit. Mein Leben zu opfern für euer Glück,
> euer Heil, ist mein höchster Wunsch, das höchste Ziel meines Streb

Wie er sich dies Opfer dachte, lesen wir nicht, jedenf
war es ihm nicht vergönnt, es zu bringen. Niemand hat
hauptet, daß er durch Ueberanstrengung seine Gesundheit

schädigt, oder daß er in Ausübung seines Berufs eine unheilbare Krankheit sich zugezogen habe. Er starb nach ärztlicher Aussage an einer mit Herzschwäche verbundnen Lungenentzündung. Als er im Laufe des Sommers nach schwerer Krankheit genas, war das Volk überzeugt, daß St. Gennaro, der Schutzheilige Neapels, ein Wunder gewirkt habe. Als er im Sterben lag, brachte der Domklerus in feierlicher Prozession die Silberstatue des genannten Schutzpatrons in sein Sterbezimmer. Am Tage nach seinem Tode schrieb eine Zeitung:

Guglielmo Sanfelice gehörte in die Reihe jener wunderbaren Menschen, deren Bild sich mit wenigen Strichen zeichnen läßt. Frei von jedem leichten Schatten, frei von allem, was gewöhnlich ist, hebt sich ihr Bild von dem Hintergrunde des sozialen Lebens mit so klaren Linien, mit so hellen Farben, daß ihr Name genügt, um ihre volle Majestät ins Gedächtnis zurückzurufen. Es bedarf keiner besondern Anstrengung, um diesen Apostel Neapels darzustellen.

Anderswo stand zu lesen: „Der wahre Priester Jesu Christi. Er wirkte Wunder des Heroismus.“ „Engel des Friedens und Heros der Liebe.“ „Fürst und Apostel der Liebe.“

Wenn unsre deutsche Sprache auch nüchterner und schlichter redet, so besitzt sie doch vollgenügende Ausdrücke, um Verdienste anzuerkennen. Wir zögern keinen Augenblick, diese Pflicht gegen den Verstorbnen zu erfüllen. Schweres Unglück brach über Neapel herein während seiner achtzehn Hirtenjahre, Tage der Klage, der Angst, des Entsetzens. Mit Wort und That hat er auf Ischia Hilfe geleistet, als das Erdbeben in wenig Sekunden Tod und Verderben auf der Insel verbreitet hatte. In den grauenvollen Tagen, als die Cholera ganze Quartiere der Stadt verödete, sah man den Erzbischof an den Stätten des Jammers, Trost und Hilfe bringend. Dort ereignete es sich, daß der König mit dem Erzbischof zusammentraf. Welche Bedeutung man dem beilegte, zeigt folgende Aeußerung einer Tageszeitung:

Als die Volksmenge den König und Erzbischof neben einander erblickte, verschwand alle Traurigkeit, man schien die Angst vor der furchtbaren Geißel zu vergessen, und die Zuversicht kehrte zurück durch den Zauber von zwei als Befreier erschienenen Gottheiten.

Mit Recht konnte der Erzbischof gleich darauf in einem Hirtenbrief von sich sagen:

Ihr wißt, wie ich stets bestrebt war, den Absichten der Vorsehung und dessen zu entsprechen, der die sichtbare Erscheinung Gottes auf Erden ist, des heiligen Vaters.

Verfasser hat mit eignen Augen den Erzbischof an jenen Stätten des Unglücks gesehen und ihm bereitwillig Hochachtung gezollt. Bald darauf aber sah er im erzbischöflichen Palast an der Wand des großen Empfangsaals ein Freskobild, das ihm zu denken gab. Das Bild zeigt zur Linken den Strand und die Hügel von Ischia, überall Schreckensszenen der Zerstörung. Zur Rechten erblickt man ein Schiff, vorn auf demselben den Erzbischof, der die segnende Hand über die Stätte des Erdbebens ausstreckt. Ueber den Trümmern schweben Engel aufwärts, die Seelen der Verunglückten. Der Segen des Erzbischofs (so ward mir erklärt) hat ihnen das Paradies geöffnet. Man sagte mir, Sanfelice habe jenes Bild malen lassen.

Als „Fürst und Engel der Liebe“ ward der Verstorbne soeben in einer öffentlichen Inschrift bezeichnet. Seinem bis jetzt noch unbekannten Nachfolger wird es obliegen, nicht den Stab Sanft, sondern den Stab Wehe zu schwingen und nach dem Vorbilde Christi eine Tempelreinigung vorzunehmen, auch ein Liebeswerk, nämlich derjenigen Liebe, von der es heißt: sie freuet sich der Wahrheit. Tempelreinigung? — Es fragt sich, ob ein Bischof der römischen Kirche den Zustand des „Tempels“ richtig zu beurteilen vermag, ob er die Thatkraft und den Mut besitzt, da an- und einzugreifen, wo die Reinigung des Tempels ihren Anfang nehmen muß. Sanfelice, der ehemalige Mönch, kannte die wirklichen Zustände seiner Diözese sicherlich nicht. Daher erklärt es sich, daß er niemals in seinen Hirtenbriefen gegen gewisse sittliche Zustände zu Felde zog, niemals sich die Propheten Israels zum Muster nahm, die furchtlos und frei die Schäden ihres Volkes aufdeckten. Sanfelice ward nicht müde, seinem Volke zu erklären, wie lieb er es habe. So hielt es sich am Ende selbst für sehr liebenswert und dachte: unser Bischof wird es wohl am besten wissen,

daß wir durch unsre Vortrefflichkeit seine Liebe verdienen. Hätte Sanfelice sein Volk wirklich gekannt, so hätte er die Pflicht gefühlt, nach Weise des Jesaia zu ihm zu reden: „Höre Himmel und Erde, nimm es zu Ohren, denn der Herr redet. Ich habe mir Kinder aufgezogen, aber sie sind von mir abgefallen. Das ganze Haupt ist krank, das ganze Herz ist matt. Wunden, Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet noch verbunden sind.“

Wer Neapels Volksleben kennt, der weiß von schweren Schäden, an denen es krankt. Wann ist der Erzbischof gegen den alle Stände, von oben bis unten, wie eine Schlange umwindenden Wucher zu Felde gezogen? Wann hat er Schwertstreiche geführt gegen die allgemein bekannte Sittenlosigkeit der Vornehmen? Die Hirtenbriefe des Erzbischofs waren stets erfüllt von Lobsprüchen über den Religionseifer der Neapolitaner, über ihren Diensteifer im Kultus der Madonna. Napoli eminentemente cattolica, oder: Napoli, la prediletta terra di Maria — das war die in Hirtenbriefen variirte Grundmelodie. Wann hat Sanfelice den Versuch gemacht, nur die äußersten Ausläufer des wuchernden Aberglaubens abzuschneiden? Hat er gewußt, daß er das Volksleben vergiftet, das Mark der Kraft aus den Knochen saugt und der Hauptgrund hundertfältigen Elends ist? Hat er den niedrigen Bildungsstand und die sittlichen Zustände des ihm unterstellten, nach Tausenden zählenden Klerus gekannt? Wenn das, so hätte er mit eiserner Rute dazwischen fahren müssen. Fürchtete er, in ein Wespennest zu greifen? Hielt er eine Besserung und geistige Hebung seines Klerus für unmöglich? Er gründete eine höhere Bildungsanstalt für den Klerus und nannte sie Ospizio di Maria. Sie ist gänzlich in Händen der Jesuiten. Weit entfernt, eine Stätte wirklicher Wissenschaft zu sein, ist sie eine Brutstätte des jesuitischen Marienkultus. Einmal berief er eine Synode, die mit dem üblichen Pomp in Szene ging und schließlich ohne Resultat endigte. Man sagte, sein guter Wille, gewisse Dinge zu bessern, sei auf zu heftigen Widerstand gestoßen.

Es fehlt dem hohen Klerus, vom Bischof bis zum Papst, das Auge für die Schäden und Wunden des Volks. „Das ganze Haupt ist matt.“ Der hohe Klerus läßt sich von der in der Volksmasse vorhandnen Strömung fortschieben, folgt in seiner Volksleitung der Volksneigung und führt das Volk dahin, wohin es in unbewußtem Drange gerichtet ist. Kultus der Madonna — das ist die mächtige, religiöse Strömung, die das Schiff der Kirche samt den Kirchenleitern heute weiter trägt. Sanfelice erklärte Neapel für das von der Maria bevorzugte Gebiet, und folgte, indem er den Marienkultus förderte, dem Strom, der ihn und seine Diözese ebenso erfaßte, wie er den Papst und die ganze römische Kirche weiterträgt. Wohin? — Zur vollen Offenbarung ihres heidnischen Geistes und ihrer sittlichen Ohnmacht. Zur Zeit des Erzbischofs Sanfelice waren in der Diözese Neapel die Krönungen von Bildern und Statuen der Maria so häufig wie nie, und zu den wichtigsten Obliegenheiten des Klerus und seines Oberhauptes schien es zu gehören, die mit Wunderkräften versehenen Bilder der vergöttlichten Maria ausfindig zu machen, die „Wunder“ zu konstatiren und dann die Krone vom Vatikan zu erbitten. Wir haben den Erzbischof gesehen, wenn er unter glänzenden, wochenlang anhaltenden Festen einem Wunderbild oder einer Wunderstatue die Krone aufsetzte. Sicherlich war Sanfelice ebenso vom Madonnenglauben erfüllt wie Leo XIII., der fast jedes Jahr durch eine Encyklika die Ehre der „Himmelskönigin“ zu fördern bestrebt ist und diesen Kultus für das eigentliche Christentum hält. In dieser Richtung willenlos fortgezogen war Sanfelice nicht imstande, die entgegengesetzte Strömung des Protestantismus zu begreifen. Sein bekannter Erlaß gegen die protestantischen Schulen Neapels, mit dem er übrigens keinen Erfolg erzielte, ist des Zeuge.*)

Kaiser Wilhelm II. hat niemals einer der oben erwähnten Krönungsszenen beigewohnt, hat nie gesehen, wie der Erzbischof vor einer bekleideten Marienstatue kniete und zu ihr wie zu einer Götterstatue Weihrauchwolken emporsteigen ließ. Er hat das erwähnte Freskobild im erzbischöflichen Palast nicht gesehen, hat jenen Erlaß nicht gelesen, in dem die Protestanten als

*) Vgl. Nr. 17 d. v. J.: Aus Neapel. D H

Atheisten bezeichnet werden. Vielfach wird angenommen, unser Kaiser habe in Sanfelice den künftigen Papst gesehen, und sei deshalb ihm näher getreten. Eine vielgelesene Neapler Zeitung schrieb nach des Erzbischofs Tode:

Kaiser Wilhelm II. sandte seinen Botschafter aus Rom nach Neapel an den Sarg des Kardinals. Wer sich erinnert an die Beweise gegenseitiger Achtung und Zuneigung, die Kaiser und Erzbischof austauschten, wird dies sehr natürlich finden. Im übrigen wird die Sendung des Kaiserlichen Botschafters unsre Herzen mit süßer Freude erfüllen und dazu beitragen, daß die Sympathie für Wilhelm II. über die Maßen zunehme. Kaiser Wilhelm konnte am besten unsern geliebten Kardinal verstehen und achten, keiner mehr als er konnte ihn lieb gewinnen. Zwischen beiden bestand eine Verwandtschaft des thatendurstigen Eifers und der heroischen Thatkraft. Kaiser Wilhelm giebt einen Beweis seiner lebhaften Freundschaft und würde selbst zum Begräbnis kommen, wenn die Entfernung nicht so groß wäre.

Vom ersten (?) bis zum zehnten Jahrhundert hatte Neapel Bischöfe, von da bis heute Erzbischöfe. Vom ersten (?) Jahrhundert bis jetzt zählt man 117 kirchliche Würdenträger. Wer ihre Namen liest, findet darunter den durch Volksbeschluß im neunten Jahrhundert zum Schutzheiligen erhobnen Johannes IV., genannt Scriba. Bei Krankheiten der Eingeweide wird er vom Volk angerufen. Erzbischof Carafa ward 1557 Papst, genannt Paul IV. Achtzig Jahre alt, als er zu dieser Würde gelangte, war er, umgeben von den Schatten der Hierarchie, den Ketzern furchtbar. An seinem Todestage hat das römische Volk die Statue dieses Papstes umgestürzt und das Inquisitionshaus verbrannt. Im Jahre 1691 wurde Erzbischof Pignatelli Papst mit dem Namen Innocenz XII. Er ist unter den Bischöfen Neapels der einzige, in dessen Adern ein Tropfen reformatorischen Blutes rollte. Er zog als Papst gegen Simonie und Nepotismus zu Felde und beherbergte im Lateranpalast arme Kranke. Alle seitherigen Erzbischöfe wurden mit fürstlichen Ehren bestattet, so auch der letzte, Kardinal Sanfelice. Im Dom bei der Trauerfeier befand sich auch der deutsche Botschafter aus Rom, Herr von Bülow, und neben dem Sarge des Kardinals, der sich Blumenkränze letztwillig verbeten hatte, sah man einen Kranz von Palmzweigen, die Ehrengabe Kaiser Wilhelms II.

Trede

Die vierte Konferenz des deutschen Hilfsbundes zur Linderung des Notstandes in Armenien

am 13. und 14. Januar 1897 in Barmen

Einer Einladung des Rheinisch-Westfälischen Hilfskomitees und des Frankfurter Komitees des deutschen Hilfsbundes folgend, hatte sich eine größere Zahl von Freunden der armenischen Sache aus Frankfurt, Berlin, Rheinland, Westfalen, Hannover, Provinz Sachsen, Nassau, Elsaß zur Beratung über Organisation und Arbeit des deutschen Hilfsbundes am 13. und 14. Januar in Barmen vereinigt. Auch die Schweizer Komitees waren durch Herrn Léopold Favre aus Genf vertreten. — Die öffentlichen Verhandlungen, in denen Pfarrer Lohmann aus Frankfurt und Pastor Dr. Lepsius aus Berlin über die Arbeit des Frankfurter und Berliner Zentralkomitees und Pastor Zeller aus Biesenrode (Provinz Sachsen), Pastor Siebold aus Bielefeld und Pastor Disselhoff aus Kaiserswerth über die Organisation des Hilfswerks in Armenien und die leitenden Grundsätze der deutschen Hilfsarbeit berichteten, fanden im großen Saale des Evangelischen Vereinshauses in Barmen, den eine große Zahl von Zuhörern füllte, statt.

Als Ergebnis der Verhandlungen über Organisation und Arbeit wurden folgende Resolutionen gefaßt:

1. Organisation des Hilfsbundes

Der „Deutsche Hilfsbund zur Linderung des Notstandes in Armenien“ ist ein Verband der selbständig arbeitenden Komitees, die das Hilfswerk in Armenien in die Hand genommen haben.

Diesem Verbande gehören bis jetzt an: das Frankfurter Zentralkomitee (Vorsitzender Pfarrer Lohmann in Frankfurt a. M.) mit seinen Zweigkomitees, das Berliner Zentralkomitee (Vorsitzender Graf Bernstorff, Sekretär

Dr. Lepsius in Berlin) mit seinen Zweigkomitees, das We fälische Komitee (Pastor Siebold in Bielefeld) und Kaiser werth (Pastor Disselhoff) als Mutterhaus der orientalisch Diakonissenwaisenhäuser.

Die Veröffentlichungen der verschiednen selbständigen K mitees fügen dem Verbandsnamen in Zukunft die nähere B zeichnung Frankfurt, Berlin, Bielefeld u. s. w. hinzu. Et sich noch bildende Komitees werden gebeten, sich an eins d bestehenden Komitees anzuschließen.

Die selbständig arbeitenden Komitees delegiren zur Ve ständigung über gemeinsam zu beratende Fragen je ein Mitgli in einen gemeinsamen Ausschuß.

Die künftigen Konferenzen des Hilfsbundes werden v dem Ausschuß berufen, der von Zeit zu Zeit Generalberich veröffentlichen wird.

2. Aufruf zur Mitarbeit

Die vierte Konferenz des deutschen Hilfsbundes spric ihr volles Vertrauen zur Wahrhaftigkeit und Zuverlässigk der von den deutschen Freunden Armeniens über den dortig Notstand veröffentlichten Berichte aus, erkennt es als Pfli des evangelischen Deutschlands an, alle Kräfte zur Hilfeleistu für den Notstand anzuspannen, spricht den Männern u Frauen, die bisher das Hilfswerk in Deutschland trieben, ihr Dank und ihre Anerkennung aus und erwartet von den Staat und Kirchenbehörden, daß sie einem so sehr von jeder poli schen Tendenz freien Liebeswerk Wohlwollen und Förderu nicht vorenthalten werden.

3. Waisenversorgung

Angesichts der großen Schwierigkeiten und Bedenken, d der Ueberführung armenischer Waisen in größerer Zahl na Deutschland entgegenstehen, und in der Ueberzeugung, daß d Erhaltung und auch Erziehung der 200 bis 300000 Waise kinder am ehesten möglich, auch am billigsten und sicherst ausführbar ist, wenn sie in Armenien selbst in den dort no übrig gebliebnen armenischen Familien untergebracht, in d dort schon bestehenden und noch weiter zu begründenden Ve sorgungshäusern und Tagschulen aufgenommen, unterrichtet u unter Einwirkung der dort lebenden und dorthin zu entsendend Europäer erzogen werden, spricht die Versammlung einstimm dem deutschen Hilfsbunde für Armenien, der diesen Weg b treten hat, seine volle Zustimmung dazu aus und fordert d Christen Deutschlands herzlich auf, den Hilfsbund durch reic liche Gaben in diesem Werke der Barmherzigkeit zu unterstütze

Auch spricht die Versammlung den Diakonissenwaisenhäuse im Morgenland und dem Syrischen Waisenhaus in Jerusale ihre Anerkennung und ihren Dank aus für den thätigen Ante den sie an dem armenischen Hilfswerk genommen haben.

Die Generalberichte und Mitteilungen von Pastor Lo mann, Dr. Lepsius, Pastor Disselhoff und Pastor Siebold e gaben, daß die Agitation des Hilfsbundes in der evangelisch Kirche Deutschlands einen lebhaften Wiederhall und allseiti Unterstützung gefunden hat. Man darf sagen, daß die evangelis Kirche, ohne Unterschied der Parteien wie Ein Ma für die Not des armenischen Volkes einzutreten willens ist. bestehen neben den Zentralkomitees in Frankfurt und Berl gegenwärtig lokale, provinziale oder Landesorganisationen d Hilfswerks in den Provinzen Rheinland, Westfalen, Hess Nassau, Hannover, Schleswig-Holstein, Sachsen, Pomme Schlesien, Oldenburg, Lippe, Braunschweig, Anhalt, Hambu Bremen, Württemberg, Hessen-Darmstadt, Pfalz, Baden u Elsaß-Lothringen. Es sind mit Hilfe der Zweigkomitees b jetzt gesammelt worden:

in Frankfurt	212000	Mark
„ Berlin	239000	„
„ Kaiserswerth	150000	„
„ Bielefeld	30000	„
	631000	Mark.

Wenn man bedenkt, daß es sich um die Linderung der t von einer halben Million Menschen und um die Erhal- g von etlichen hunderttausend Witwen und Waisen handelt, daß z. B. die kleine Schweiz allein etwa 600000 Franks gebracht hat, so können wir mit dem Ergebnis der Samm- gen in Deutschland noch entfernt nicht zufrieden sein.

Die Sammlungen wurden bisher verwandt zur Linderung Hungersnot und zur Versorgung von Waisenkindern. hrend von englischer und amerikanischer Seite die Vilajets zerum, Bitlis, Wan, Diarbekir und andre, von den Schweizer- nitees das Vilajet Siwas versorgt wird, hat Deutschland ne Hilfe vor allem den Vilajets Charput und Aleppo zuge- ndt, denen rund 180000 Mark zur Linderung der dringendsten stände durch die Organisation des Internationalen Komitees rwiesen wurden. Der größte augenblickliche Notstand ist in Provinz Charput, wo in manchen Distrikten bereits Hunger- hus herrscht und mindestens 43500 Menschen, darunter 000 Waisen und 15000 Witwen nur durch von auswärts mende Hilfe vor dem Verhungern errettet werden können. ch eingehender Prüfung und sorgfältig aufgestellten Listen in diesem Vilajet allein mindestens eine Million Mark er- derlich, um die überlebende Bevölkerung am Leben zu erhalten.

Zur Versorgung der Waisenkinder ist von seiten Deutsch- ds bisher Folgendes geschehen.

Vom deutschen Hilfsbund wurden in 7 Stationen im ern Armenien, in dazu gemieteten oder zur Verfügung ge- llten Häusern, zum Teil auch in armenischen Familien etwa 0 Waisenkinder gesammelt, aufgenommen und dauernd ver- gt. Kaiserswerth hat für 116 Waisenkinder in Smyrna, irut und Jerusalem, das syrische Waisenhaus in Jerusalem 50 Kinder, der Jerusalemsverein für 20 Kinder in Beth- em Raum geschafft. Den beiden letztern Anstalten hat das rliner Zentralkomitee zur Begründung ihrer Arbeit je 5000 . überwiesen. Des weitern wurde von Berlin aus durch den h Rumänien und Bulgarien entsandten Pastor Amirchanjanz Hilfswerk unter den armenischen Flüchtlingen auf dem lkan in Angriff genommen; auch ist ein Hilfswerk unter etwa 10000 notleidenden armenischen und syrischen Emi- nten an der türkischen Grenze in Persien in Ausführung griffen. Durch das Frankfurter und Berliner Komitee werden rdies, soweit es zur Entlastung schon vorhandner Hilfs- ganisationen in Armenien erforderlich ist, auch deutsche Männer d Frauen, insbesondre Aerzte, in das Notstandsgebiet entsandt.

In den Berichten von Pastor Lohmann und Pastor Lepsius, vie in der Besprechung über die Referate: „Wie können wir besten die Hungersnot in Armenien bekämpfen? (Pastor ller); „Handelt es sich in Armenien um Christenverfolgungen?“ farrer Lic. Weber); „Wie können die 20000 bis 30000 nenischen Waisen versorgt werden?“ (Pastor Siebold) und vangelische Mission im Orient“ (Pastor Disselhoff) stellte sich e völlige Einmütigkeit sowohl in der Beurteilung des Charak- s der armenischen Christenverfolgung, als auch in den An- hauungen und Erfahrungen über die zweckmäßigsten Methoden Hilfeleistung für den Notstand heraus.

Die Grundsätze für das Hilfswerk, die aus den zweitägigen rhandlungen sich ergaben, können etwa folgendermaßen zu- nmengefaßt werden.

1. Wenn wir die Hungersnot in Armenien wirksam be- npfen wollen, müssen wir vor allem fordern, daß jetzt dlich die Mißhandlungen der Armenier aufhören, und einiger- ßen ruhige Verhältnisse in den heimgesuchten Provinzen her- tellt werden. Unsre Arbeit ist Danaidenarbeit, wenn wir rin nichts erreichen.

2. Bei unsrer Hilfsarbeit müssen wir den Grundsatz be- gen, die Selbsthilfe des entmutigten, aber lebenskräftigen und beitsfreudigen armenischen Volkes zu ermöglichen.

3. Es müssen daher unsre Bemühungen prinzipiell weniger rauf gerichtet sein, einzelne Notleidende, also einzelne Waisen- der der Not zu entreißen, als dem Volksganzen zu Hilfe kommen. Die Not muß im Notstandsgebiet selbst bekämpft rden, damit das alte christliche Volk in seinen Stammsitzen Leben erhalten werde.

4. Außer der Verteilung der notwendigsten Nahrungsmittel, Kleider und Betten an die Hungernden und Frierenden ist es also notwendig, in den heimgesuchten Distrikten den Leuten zur Wiederaufrichtung ihrer zerstörten Häuser behilflich zu sein, Saatkorn und Werkzeuge zu Arbeit und Verdienst durch ge- werbliche Unternehmungen zu verschaffen. Dieses Hilfswerk muß durch europäische Männer und Frauen eingeleitet und überwacht werden.

5. Für unsern deutschen Hilfsbund ist der Weg gewiesen; einige Zentralstationen, wo schon Waisen aufgenommen worden sind, sind mit deutschen Hilfskräften zu besetzen und von diesen aus in den umliegenden Distrikten die beschriebne intensive Arbeit zu leisten.

6. Da auch in den Grenzländern der Türkei unter den Flüchtigen Hungersnot herrscht, so sind auch diese Notleidenden auf die Unterstützung des Hilfsbundes angewiesen.

7. Die Hilfe hat schnell zu geschehen.

Den Verhandlungen der beiden Konferenztage folgten am 13. abends gleichzeitig in fünf verschiednen Kirchen und Sälen von Barmen und Elberfeld gottesdienstliche Versammlungen, in denen unter ungewöhnlichem Zudrang vor zusammen etwa 8000 bis 10000 Menschen Ansprachen über die Not des armenischen Volkes und die Pflicht der evangelischen Kirche, ihr steuern zu helfen, gehalten wurden. Am 14. nachmittags hielt Pfarrer Lohmann in dem überfüllten großen Saale des evangelischen Vereinshauses eine Frauenversammlung, in der er über die Arbeit des „Frauenhilfsbundes für Armenien“ Bericht erstattete.

Alle Teilnehmer der Konferenz verließen nach den er- mutigenden Verhandlungen der beiden Tage das Wupperthal mit der Ueberzeugung, daß dank der Agitation des Hilfsbundes und der Freunde der armenischen Sache in allen Teilen der evangelischen Kirche der Bann, der bisher durch eine schlecht- informirte Presse auf der öffentlichen Meinung Deutschlands ruhte, endgiltig durchbrochen worden ist.*) Lepsius

---

John Gabriel Borkman

Schauspiel von Henrik Ibsen

Rücksichtsloser Kampf gegen die Vorurteile für die Wahr- heit, Emanzipation des Ausnahmemenschen von der konventio- nellen Sitte und Moral, Heranbildung großer und freier Herren- naturen — das sind Probleme, die Henrik Ibsens ganzes Schaffen charakterisiren. Immer wieder taucht in seinen Dich- tungen die gleiche Gestalt auf, der Mensch, der den Mut hat, das Leben nach seinem eignen Kopf zu leben. Freilich Mut gehört dazu, denn der Einzelne, der sich von der Gemeinschaft ausschließt und ihre Gesetze mißachtet, vereinsamt und wird verfolgt. Er muß die Kraft haben, die Menschen unter seinen Willen zu zwingen, sonst wird aus ihm ein vagabondirendes Genie wie jener köstlich gezeichnete Ulrik Brendel in „Rosmers- holm.“ Er muß auch die Stärke besitzen, die Einsamkeit zu ertragen. „Es ist ein Bruch mit allen denen, die dir bis jetzt nahe standen; du bist nicht der Mann, einsam dazustehen.“ Seine tiefe Berechtigung hat dieser Vorwurf, den Rektor Kroll gegen Rosmer erhebt, der es sich zur Aufgabe stellte, alle Menschen zu Adelsmenschen zu machen. Es ist ja ein großes und wertvolles Ideal, das Rosmer vorschwebt: Adelsmenschen will er erwecken, indem er den Geist der Menschen frei macht und ihren Willen läutert. Freilich indem er sich in die große Welt der Wahrheit und Freiheit hineinleben will, gerät er in die mannichfachsten Verwicklungen, die ihn schließlich zu Fall bringen. Dieses Beispiel ist typisch bei Ibsen. So geht es diesen Men- schen, die uns oft Bewunderung abzwingen, immer: entweder spielen sie die katilinarische Existenz eines verkannten Genies, oder sie werden ihrem eignen Streben untreu und dadurch un- glücklich, oder sie gehen durch konsequentes, auch durch Schuld

*) Die Politische Korrespondenz in Berlin hat neuerdings wieder Verleumdungen über Thumajan verbreitet, aber — entschlossner als seinerzeit die Post — sie alsbald wieder zurückgenommen. Wann wird unsre offiziöse Presse klug werden? D H

nicht beirrtes Festhalten ihrer eigentümlichsten Lebensziele zu Grunde. Auch in Ibsens neuester Dichtung wird uns wieder mit psychologischer Meisterschaft das Bild eines solchen kühnen Einzelmenschen, eines solchen Uebermenschen gezeichnet. Wieder werden die Fragen berührt: wie muß der große Einzelne zur gewöhnlichen Gemeinschaft sich verhalten; giebt es ein Gesetz für Große und Kleine; ist die alte Moral die richtige; ist es Schwäche oder Notwendigkeit, daß der Uebermensch zu Grunde gehn muß?

John Gabriel Borkman ist ein verkrachter Bankdirektor. Nach ungeheuern Unternehmungen, die dem Eigentümlichsten und Größten in ihm, seinem Willen zur Macht Befriedigung schaffen, aber auch der ganzen Menschheit Glück bringen mußten, strebte sein ehrgeiziges Herz. Aber dieses Streben führte ihn durch Schuld hindurch, und diese Schuld brachte ihn kurz vor Erreichung des Zieles zu Fall. Borkman stieß Ella Rentheim, das Weib seiner Liebe, zurück, aus Furcht vor seinem Nebenbuhler Hinkel, dessen Beistand er nicht entbehren konnte. Als nun aber Ella die Werbungen Hinkels abwies, glaubte dieser, daß Borkman sie zu ihren Weigerungen veranlasse. Da verriet er die Veruntreuungen und Unterschlagungen Borkmans, die dieser in Vertrauen und Freundschaft ihm mitgeteilt hatte. Das geschah kurz vorher, ehe Borkman am Ziele war; niemand würde dann von der Schuld erfahren haben. So gerät eine der angesehensten Familien in Schande, und Borkman verfällt dem Zuchthaus. Und nun lebt er auf einem Gute, das ihm Ella Rentheim, deren Schwester er ohne Liebe heiratete, deren Vermögen er allein unangetastet ließ, zur Verfügung gestellt hat: John Gabriel und seine Frau Gunhild, beide unter einem Dach, aber doch jedes für sich, einsam und getrennt. Oben Borkman, seine Tage dahinbringend in brütender Selbstbetrachtung, sich vor sich selbst rechtfertigend und den Tag seiner Rechtfertigung vor der Welt erhoffend, im Verkehr nur mit einem verkannten Dichter, (einer echt Ibsenschen Figur) und dessen Tochter. Unten seine Frau, von dem einzigen Gedanken beherrscht, die Schmach von dem Namen Borkman zu tilgen. Zu dieser Mission will sie ihren Sohn Erhard heranziehen. Erhard, ein junger Student mit hellen fröhlichen Augen, scheint der einzige zu sein, der das traurige Verhängnis dieses Hauses zu heben und die unselige Zerrissenheit, die Gatten von Gattin, Schwester von Schwester, Schwager von Schwägerin trennt, wieder zu lösen vermag. Aber mit dieser Hoffnung ist es nichts; der Untergang der Häuser Borkman und Rentheim erscheint unaufhaltsam an jenem Winterabend, an dem unser Stück sich abspielt.

Ella Rentheim, die Erhard eine lange Zeit mit jener leidenschaftlichen Hingabe, die ihr eigen ist, erzog, kehrt zu Borkman zurück, den sie haßt, weil er das Liebesleben in ihr tötete. Unheilbarem Siechtum verfallen fordert sie das Einzige, was sie noch lieben kann, Erhard, den Eltern ab, damit er das Leid von ihren letzten Tagen hinwegnehme und ihren Namen in Zukunft trage. Das drängt nun zur Entscheidung, ob Erhard seine Mutter oder Ella wählt. Aber es zeigt sich, daß weder Tante noch Mutter noch Vater Erhard für sich gewinnen können. Anders wie sein Vater, der die Liebe seinem Streben opferte, wirft er seine Mission unbedenklich hinweg. Er geht durch mit einer schönen, verführerischen Witwe; das Glück und das Leben, das er in der Stubenluft des Elternhauses nicht finden konnte, zu suchen in der sonnigen, freien Welt des Südens. Borkman will aus seinem Haus in die Welt fliehn; aber er stirbt in selbiger Nacht auf einsamer Höhe: an Herzenskälte, meint Ella, an der frischen Luft, die der Bergmannssohn nicht vertragen kann, so weiß es Gunhild. Und die beiden Schwestern reichen sich über der Leiche die Hand: zwei Schatten über ihm, dem Toten.

Wie fast immer bei Ibsen, ist das Problem ein ganz verzwicktes, der Konflikt etwas absonderlich erklügelt und kombinirt, die Fäden der Handlung sind außerordentlich kunstvoll verschlungen. Aber wie immer ist die psychologische Motivirung meisterhaft, von unübertrefflicher Feinheit und Tiefe. Das romantische und symbolische Moment fehlt nirgends bei Ibsen; aber es überwiegt hier nicht, es wächst mit dem Realistischen besser zusammen

als etwa in Baumeister Solneß. Ueberhaupt ist John Gab Borkman doch durchsichtiger und verständlicher als das eben nannte, im übrigen verwandte Stück. Durch die sehr kunst behandelte, scheinbar so natürliche schlichte Sprache glüht kaum verhaltene Leidenschaft hindurch. Gewöhnlichen Natu mag vielleicht die ganze Handlungsweise dieser Familie B man=Rentheim unnatürlich und verschroben vorkommen. A hier sind lauter Menschen von ungewöhnlicher Leidenschaft keit, denen nur Eines die ganze Seele erfüllt und alles An verdrängt. Seit dem Hereinbruch der Schmach haßt F Gunhild ihren Gatten; der einzige Inhalt ihres Lebens ist Streben, den Flecken abzuwaschen von dem Namen Borkm ihn von der Welt wieder anerkannt zu sehn. Daß sie zu di Mission ihren Sohn Erhard erziehe, woran sie unbedingt gla daran hängt ihr Alles. Aber da es nicht Liebe ist, was treibt, so wird sie zum Schatten. Ebenso Ella Rentheim, „das Liebesleben in ihr ertötet ist." Erhard läßt beide Stich; ihre Nähe wirkt ertötend. Borkman, der auch die gungen des fühlenden Herzens verachtete, stirbt an Herzensk Scheint das nicht wie eine Apologie des menschlichen Herz des Gefühls, die wir bei Ibsen kaum vermuten?

Doch unser hauptsächliches Interesse muß sich hier auf Gestalt John Gabriel Borkmans konzentriren. Woher r nun all das furchtbar Tragische, das über diese Familie her bricht an jenem Winterabend, das den Verfall und Zusamm bruch der innigsten Verhältnisse herbeiführt? Es ist der F der auf dem Streben über die Schranken menschlicher Sitt keit hinaus, sei dieses Streben auch noch so großartig, un rinnbar zu ruhen scheint. Es ist der Uebermensch, der ganze Tragödie heraufbeschwor, weil er über die Schuld erhaben glaubte, weil er das menschliche Herz mit seinen pfindungen verkannte und ganz als Einzelner nur dem W zur Macht folgen wollte. Es ist die neue Nietzschesche M deren Ueber= und Widermenschlichkeit, deren zerstörende lebensfeindliche Macht uns wieder einmal grell vor Augen Freilich John Gabriel spricht sich nach jahrelanger Selbstprü vor seinem eignen Gewissen frei, er wollte Gutes und Gro die Menschheit Beglückendes. Sympathie flößt er bei all se Irren doch ein. Und wir wollen es hervorheben, daß Dichter wohl kaum ein reines Verdammungsurteil über neue Moral aussprechen will, sondern daß ihn öfters die K heit und Enge der menschlichen Verhältnisse mit Bitterkeit füllt, die derartige großzügige und geniale Lebensauffas nicht ertragen kann. Borkman spricht ja sicherlich Vieles was Ibsen aufs persönlichste erlebt hat. Er geht ja zu Gr weil der Bergmannssohn die frische Luft auf den Höhen vertragen kann.

Borkman wollte des Goldes Geister wecken, die da schlum in Nacht und Dunkel. Er liebt sie, die lebenheischenden L mit ihrem glänzenden Gefolge von Macht und Herrlichkeit

> Alle Machtquellen wollte ich mir unterthan machen. Alles, der Boden und die Berge und die Wälder und das Meer an Reichtü faßte, — alles wollte ich mir unterwerfen, wollte mir selber die walt zueignen und dadurch Wohlstand schaffen für viele, viele ta Andre.

Licht und Wärme wollte er der Seele schaffen in v Tausenden von Heimstätten. Er liebte die Macht, Menschen zu schaffen weit, weit um sich herum. Das ist das große das Borkman zu erreichen strebte, das kein Andrer a erreichen konnte. Aber die Weiber verderben ihm den Si zug. Ueber Ella, die ganz für ihn geschaffen war, wie e sie, schreitet er hinweg. Die zwingende Notwendigkeit w es so. Aber Ella hat Recht, wenn sie sagt:

> Borkman, — scheint es dir nicht, daß über unserm ganzen hältnis gleichsam ein Fluch gelastet hat?

Wenn Borkman Ella geheiratet hätte, so würde ihm Nebenbuhler und Freund die zur Erreichung des Zieles u behrliche Hilfe versagt haben. So mußte er sie opfern. Ab dieses Opfer ist ganz vergeblich und umsonst gebracht; es zur Schuld, die sich furchtbar rächt. Borkmans Machtbeg verstrickt ihn in eine zweite Schuld. Ganz in der Nähe ihm schon das ersehnte Ziel; aber die einzige Möglichkei endlich zu ergreifen, die zwang ihn, das anvertraute Gel

eifen. Keiner hätte auch nur einen Pfennig Geld verloren,
ndfältigen Ersatz hätte jeder gefunden, wenn ihn nicht in
m Augenblick der treulose Freund verraten hätte. Es ist
außerordentlich feiner Zug, wie diese Schuld und der Sturz
ingekettet sind in das Verhältnis zu Ella Rentheim. Bork-
brachte das Opfer seiner Liebe, um die Menschenglück
gende Macht zu ergreifen; und der, dem er es brachte, der
ät ihn um Ella Rentheims willen.

Wie mußte Borkman handeln? Steht es uns zu, ihn zu
ten und zu verwerfen? Wir können uns nicht dazu ent-
eßen, Borkman auf eine Stufe mit dem Verbrecher und
windler zu setzen. Er ist weder ein Schurke noch ein Heuchler.
solchen Menschen unterscheidet er sich dadurch, daß er ehrlich
in seinem Streben, daß er glaubt, das Gute gewollt, das
tige gethan zu haben auch nach jahrelanger strenger Selbst-
fung. Wir müssen ihm zugestehn: er handelte nicht aus
lich selbstischen Motiven. Borkman glaubt heute noch nicht nur
seine Schuldlosigkeit, sondern noch mehr an den kommenden
seiner Rechtfertigung durch die Menschen. Ohne diesen
uben würde er sich eine Kugel durch den Kopf schießen. Er
ßte so handeln, und er spricht es aus:

Ich möchte wissen, ob die Andern, wenn sie die Macht dazu gehabt
en, nicht genau so gehandelt hätten wie ich.

Mit dem Glauben an die Richtigkeit seiner Sache verband
das bestimmte Bewußtsein, daß er die Kraft zur Voll-
gung in sich trage, und niemand anders als er. Er mußte
vergehn:

Die Menschen begreifen nicht, daß ich es mußte, weil ich eben ich
— weil ich John Gabriel Borkman war — und nicht ein Andrer.

Es kommt gewiß auf die Motive an, und wenn auch
u Gunhild meinte: „Antriebe sprechen keinen frei. Und
gebungen auch nicht," so bemerkt doch Borkman seinerseits:

Hätten Andre es gethan, so hätten sie es nicht mit meinen Zwecken
Augen gethan. Die Handlung wäre dann eine andre geworden.

Das sind etwa die Argumente, auf Grund deren Borkman
selbst freispricht. Nur dessen klagt er sich an, daß er seit
ner Entlassung aus dem Zuchthause acht kostbare Jahre
nes Lebens vergeudet hat; daß er nicht hinausgegangen ist
die eiserne traumlose Wirklichkeit, um wieder von vorn an-
fangen und sich emporzuschwingen zu den Höhen. Es hätte
nur jemand aufrufen müssen zu neuer, mutiger Arbeit und
n einprägen, daß er nichts Unauslöschbares verübt habe:

Aber das ist eben der Fluch, daß ich niemals Verständnis gefunden
be bei einer einzigen Menschenseele.

Die einzige Menschenseele, die ihn verstand, Ella, hat er
zurückgestoßen. Hier findet der Uebermensch mit seiner Selbst-
rrlichkeit seine Schranke; weil er der hebenden und erlösenden
ebe bedarf und sie doch verschmähte, geht er zu Grunde.

Borkman glaubt ehrlich an sich. Aber beurteilt er sich
rum richtig? Darf ein Mensch sein eigenstes Streben, und
eint er es noch so gut, damit so rücksichtslos verfolgen? Ist
orkman nicht besessen von der dämonischen Gewalt des Goldes,
s ja heute allmächtig herrscht? Gewiß hat Ibsen gerade im
inblick auf den Mammonismus unsrer Zeit einen Bankdirektor
r Hauptfigur gewählt. Hat Frau Gunhild nicht Recht, wenn
sagt: „Du hast niemals geliebt als dich selbst — das liegt
m Ganzen zu Grunde"? Borkman hat immer nur sich selbst
m Maß der Dinge gemacht, niemals objektive Normen an-
kannt; er hat nicht Halt gemacht vor den Schranken mensch-
cher Sittlichkeit, sondern sich ein eignes Sittengesetz gegeben,
essen Grundforderung Konsequenz heißt. Er handelte, als ob
als Einziger auf der Welt wäre. Das christliche Ideal
ienender Nächstenliebe war ihm fremd.

Die Geschichte lehrt es ja in zahllosen Beispielen, wie
icht sich mit Menschengröße sittliche Schuld verbindet. Aus-
ahmemenschen verlangen eine gewisse Weitherzigkeit der Beur-
eilung. Aber doch fordert das christliche Grundgesetz der Liebe
ein Recht von Allen, und wer es mißachtet, erreicht das Größte
icht. Es giebt nichts Erschütternderes als diese Tragödie von
em Uebermenschen, der sich selbst vernichtet, von den groß
ngelegten Menschen, die sich selbst zerstören. Daß gerade Ibsen

diese Bankerotterklärung der Herrenmoral unsrer Bühne schenken mußte, ist uns von ganz besonderm Wert.*) Otto Nieten

Verschiedenes

(Philologica sacra) Bemerkungen über die Urgestalt der Evangelien und Apostelgeschichte von E. Nestle. Berlin, Reuther und Reichard, 1896. 1,60 Mk.

Die Christliche Welt ist keine wissenschaftliche Zeitschrift, aber sie wird in wissenschaftlich-theologischen Arbeiten oft genug zitirt. Speziell in den durch Blaß angeregten Untersuchungen, die D. Nestle in dem vorliegenden Bändchen durch sehr interessante Beiträge bereichert, spielt sie eine gewisse Rolle. Unvergessen sind auch bei manchen nichttheologischen Lesern die Aufsätze „Eine neue biblische Entdeckung" von Nestle (1895, Sp. 304 ff., 332 ff., 352 f.), sowie die kritischen Bemerkungen Wredes gegen Nestle (1895, Sp. 353 ff.). „Damit wären wir ja gründlich in die Fachgelehrsamkeit hineingeraten," bemerkte damals freilich der Herausgeber. Immerhin wird ein Hinweis auf die neueste Arbeit in der ganzen Frage auch an diesem Orte manchem Leser nicht unerwünscht sein. Ueberdies dient die Schrift zumeist der Auseinandersetzung mit Arnold Meyer, von dessen Buch im vorigen Jahre in der Christlichen Welt berichtet worden ist. Es ist erfreulich, daß die von Meyer nicht zuerst formulirte, aber mit Entschiedenheit zur Diskussion gestellte Frage nunmehr recht in den Vordergrund des theologischen Interesses gerückt ist. Auf Einzelnes kann hier nicht eingegangen werden; wer die theologische Forschung der letzten Jahrzehnte einigermaßen überschaut, weiß von vornherein, daß von dem Verfasser der Philologica sacra vieles zu lernen ist. Bei dieser Gelegenheit möchte ich noch auf die schöne Arbeit Nestles aufmerksam machen, die unter dem Titel „Septuagintastudien II" als wissenschaftliche Beilage zum Programm des königlichen Gymnasiums in Ulm 1896 erschienen ist; ausdrücklich ist sie von ihm „für einen weitern Kreis" bestimmt und bei aller soliden Gelehrsamkeit doch in der Form allgemein verständlich. Sie behandelt die Hauptfragen aus der Geschichte der alexandrinischen Uebersetzung des Alten Testaments. Möchten sich recht viele das Heft kommen lassen.

Deißmann

(Lebens- und Charakterbilder deutscher Frauen) von Alice Bousset. Berlin, Oehmigkes Verlag. 179 S. 2,50, geb. 3 Mk.

Der Verein zur Reform der Jugendlitteratur hat unter obigem Titel sein zweites Buch herausgegeben und damit unsern heranwachsenden Töchtern eine fesselnde und anregende Lektüre geboten.

Diese Biographien acht hervorragender deutscher Frauen, so verschieden in ihren Bestrebungen und Lebensschicksalen, müssen doch alle den Leserinnen vorbildlich werden durch ihre treue, begeisterte Hingabe an die verschiednen Lebensaufgaben, die sie sich gestellt haben, und den besten Beweis dafür liefern, daß hohe Geistesbildung niemals edler Weiblichkeit schadet, ja sie nur noch vertieft und den Mitmenschen segenbringend macht. Es ist der Verfasserin gelungen, den aus vorzüglichen Quellen gesammelten Stoff mit feinem Verständnis für die Aufgaben der Gegenwart in schöne Sprache und sachliche Form zu kleiden und jede der geschilderten Frauen in ihrer Eigenart den Leserinnen menschlich nahe zu bringen. Zunächst Ottilie Wildermuth, die glaubensreine, gemütstiefe und doch so humorvolle schwäbische Erzählerin; daneben Annette v. Droste-Hülshoff, deren Dichtungen zum Teil als wahre Meisterstücke deutscher Poesie bezeichnet werden, und deren werkthätige Teilnahme an allen guten Bestrebungen sie gleichzeitig zum edelsten Menschen macht. Karoline Herschel, die geistreiche Schwester des bekannten Astronomen, die für den Bruder und mit ihm so Bedeutendes geleistet und sowohl durch selbständige Arbeit als namentlich durch die dem Bruder geleistete praktische und geistige Hilfe auch auf wissenschaftlichem Gebiete stets als eine der tüchtigsten ihres Geschlechts gelten wird. Alsdann die verstandesreiche, wahrheitsuchende Dorothea Schlözer, die schon Ende des vorigen Jahrhunderts die philosophische Doktorwürde erlangte und daneben doch die hingebendste Gattin und Mutter war. Margarete Luise Schick, von Mozart als „das Ideal einer Sängerin" bezeichnet. Die heldenmütige Ferdinande v. Schmettau, die ihr wundervolles Haar dem Vaterlande opferte und damit Vielen den Weg zeigte, auch mit schwachen Kräften etwas für die Allgemeinheit zu thun. Luise Büchner, die edle Vorkämpferin, durch die die Leserinnen in die Frauenbewegung eingeführt werden und deren edle Bestrebungen kennen lernen, und endlich Ida Speyer, die gottbegnadete, bis ins späte Alter jugendfrische Lehrerin und Leiterin der heranwachsenden Mädchen.

Alle diese Frauen werden durch ihre so lebenswahr dargestellte Wirksamkeit strebsame junge Menschenkinder zum Nachdenken anregen

*) Ich wohnte der ersten Aufführung des Stückes in Deutschland bei, im Frankfurter Schauspielhause. Es ist recht ein Stück für unsereinen: feinste Charakterzeichnung, psychologische ethische soziale Probleme, teils gelöst, teils klar und geistreich gestellt; für Theatermache (trotz der gewaltigen Schneelandschaft zum Schluß) wenig Raum bietend, und doch nur von der Bühne in seiner ganzen Schönheit zu genießen. Die Aufführung war vortrefflich; nur die Rolle des jungen Erhard Borkman, undankbar und schwierig zugleich, und im Zusammenhange damit die Schlußworte der Tante Ella an ihn waren schief aufgefaßt: das Liebenswürdige an Erhard muß das Grob-Leichtfertige doch überwiegen, und Tante Ella darf ihn nicht so sentimental segnen, als wäre ihr dieses Glück für ihn sicher und genug. N

und gewissermaßen auffordern, den eignen Kräften gemäß sich gleicherweise vorwärts zu ringen und ihren Platz im Leben thatkräftig auszufüllen. Marta Back

(Passifloren) von Gertrud Pfander. Herausgegeben von Karl Henkell. Zürich und Leipzig, Karl Henkell u. Co., 1896. 76 S. 2 Mk.

Ueber die Verfasserin kann ich nicht mehr sagen, als was sie selbst in ihren Liedern verrät, daß es eine junge Bernerin ist, die hier zum erstenmale als Dichterin vor die Oeffentlichkeit tritt — und zugleich zum letztenmale, denn sie ist bereits gestorben und hat die Herausgabe ihres Büchleins einem Andern überlassen müssen. Die Lieder stellen in feiner Weise den traurigen Entwicklungsgang der jungen Künstlerin dar, der schließlich doch noch zu einem guten Ende führte — sie sind die Blüten, die aus ihrem Leide hervorwuchsen: Passifloren. Ihr Gehalt ist sehr modern, wie das schon aus Ueberschriften wie: „Ich bin nervös," „Brustkrank" und ähnlichen ersichtlich ist, und grenzt oft an eine fast buddhistische Verzweiflung und Resignation. Wie sie dahin gekommen, schildert sie selbst folgendermaßen:

Ein träumerisch und überreiztes Kind
Hockt ich schon mit zwölf Jahren über Versen,
An Heinrich Heines Liedern mich berauschend,
Und hab ein feines Gift mir eingeimpft.

Was galt es mir denn, daß ich häßlich war,
Daß wirr mein Haar, zerrissen meine Kleider,
Armselig meine Kost und hart die Leute!
Ich suchte — suchte — suchte — — Was denn nur?

Und wer mich sah, sah mich verächtlich an;
Und wer mich sprach, begann den Kopf zu schütteln,
Wer mich erzog — das heißt, es that es keiner,
Sprach: Sie ist träg und herzlos, und hat Geist.

Mir aber war das völlig einerlei,
Am liebsten sah ich heulend in die Sonne;
Bei Geigenklang verstopft ich mir die Ohren
Und wartete auf eine große Liebe — — —

Daß sie diese große Liebe, wenn auch in andrer Weise, als sie es träumte, doch wirklich fand, auch dafür noch ein poetisches Selbstzeugnis:

Ich steh am Scheidewege meines Lebens
Und halte zögernd meine teure Laute,
Die selbstgestimmte, die mir eng vertraute,
Und suche mir den Zielpunkt meines Strebens.

Des Dichters Lorbeerkrone möcht ich drücken
Aufs stolze Haupt, das ist mein wildes Ringen,
Mit meines Schicksals zaubervollem Singen
Den Menschen möcht ich Herz und Sinn berücken.

Ich möchte mich mit Kranz und Krone decken,
In Marmor graben meine Namenszüge,
Und meines Geistes eitel leere Lüge
In rascheldürrem Laub des Ruhms verstecken!

... Und jetzt kommst Du! auf schleppend müden Füßen,
Du, Nazarener, kommst mir in die Quere!
Für mich trägst Du des Sündenholzes Schwere,
Und hebst dein Haupt zu wunderbarem Grüßen.

Ich aber seh dich kreuz- und fluchbeladen,
Da fährt ein jähes Weh durch meine Glieder:
Die Laute fällt zu Deinen Füßen nieder ...
... Da bleibe sie. Laß ihr den Platz in Gnaden.

Der Herausgeber fügt diesen Liedern nur noch die Bemerkung hinzu, das Büchlein bitte nicht um Mitleid, sondern grüße in der Fülle des Leides die genießenden und verstehenden Seelen. Cl

Quittung

Für Armenien (die mit * versehenen Gaben insbesondre für die armenischen Waisen): 120 Mk. aus der reformirten Gemeinde in Riga; 30 aus der Gemeinde Solingen (für armenische Studirende); 25,15 aus dem Kirchspiel Wohre; je 15 von P, Hamburg-Hamm*; aus der Gemeinde Zedlitz bei Steinau, 2. Sendung; 7,30 aus der Diasporagemeinde Zülz in Oberschlesien; je 5 aus der Gemeinde Wangten in Schlesien*; von KR D, Berlin; 3,10 von L, Crile bei Rathsdamnitz*; 3 von N N, Seelscheid. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 4 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt
in Frankfurt am Main und Umgegend
treffen sich bis auf weiteres **an jedem ersten Montag im Monat nachmittags 4—6 Uhr** in Frankfurt a. M., **Rosenau**, Reuterweg 8. Frauen sind willkommen. — Nächste Zusammenkunft 1. Februar: Freimaurerei und Christentum.

Versammlung
der Freunde der Christlichen Welt
für Magdeburg und Umgegend

Mittwoch, den 3. Februar, morgens $10^1/_2$ Uhr in Magdebu Wuthes Hofbräu (Hasselbachstraße 1). Vortrag des P. Herrman „Stellung des Dekalogs in der christlichen Unterweisung."

J. A.: Professor D. **Bornemann**

Eine Dame, die am grauen Star leidend, dadurch sehr in ihr Beruf als christliche Schriftstellerin gehindert ist, und unter de Verwandten und Freunden für jetzt niemand frei genug von and dringenden Pflichten ist, um ihr mit Schreiben zu helfen, wünscht einer alleinstehenden Dame von jetzt an bis zu ihrer Operation A nahme zu finden. Sie kann eine mäßige Pension zahlen und bedü dagegen ein gesundes, stilles Heim mit frischer Luft und einfacher a kräftiger Kost, vor allem aber gebildeten, freundlichen Umgang und H bei ihren litterarischen Arbeiten, würde auch als Gegenleistung englisc Unterricht geben (spricht Englisch wie ihre Muttersprache). Offerten v Solchen, die mit christlichem Wohlwollen auf diese Weise einer Leiden Freundlichkeit erzeigen und an ihrer Arbeit für das Reich Gottes te nehmen wollen, werden an die Expedition dieses Blattes erbeten un Chiffre X o Y.

Gegenseitige Referenzen und vorhergehende Bekanntschaft wä jedenfalls notwendig.

Vor kurzem erschien im Verlage von **Eugen Strien, Halle a. S.**

Spanien und das Evangelium
Ergebnisse einer neunmonatigen Studienreise
von Fr. G. J. Grape

Mit 9 Bildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers
402 Seiten. Preis geh. 6 Mark

Inhalt: 1. Die evangelische Bewegung. 2. Gemeinden des Südens. 3. Catalon Gemeinden. 4. Das Werk des Pastors Fliedner. 5. Deutsche Diaspora. 6. Streif durch Madrid. 7. Katholische Religiosität. 8. (Anhang) Ein unechter Paulusbrief.

Familien-Alumnat
am Gymnasium zu Gartz a. Oder

Für sämtliche Klassen. Eigner philologischer Leiter. Mäßiger Pensio satz. Ausführliche Auskunft durch die Unterzeichneten.

Das Alumnats-Kuratorium
Superintendent **Petrich**, Vorsitzender — Dr. **P. Weyland**, Professor — **Wichmann**, Professor

Zur Melanchthonfeier

Soeben erschien in unserm Verlage: **„Der Familienabend"** Heft 12.

Melanchthonfeier. Preis 40 Pfge, 5 Ex. Mk. 1.75, 10 Ex. Mk. 3.—. Dies Heft bietet die beste Anleitung zu einer würdigen Gedenkfeier. (Gedichte, Gespräche, Ansprachen, Programm u.s.w.) Gleichzeitig erschien zur Massenverbreitung zu dieser Gelegenheit ein **Auszug der wichtigsten Stücke der Augsburgischen Konfession.** 100 Ex. Mk. 1.—. (Probeblatt gratis.)

Buchhandlung des Ostdeutschen Jünglingsbundes Berlin C,
Sophienstraße 19

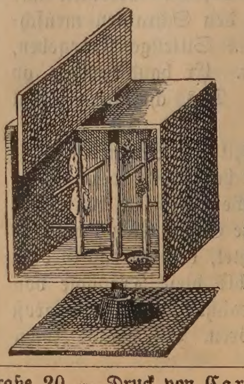
Pension

Zu Ostern finden 2—3 sch pflichtige Mädchen Aufnahme einem feinen Hause in Godesb a. Rh. Vorzügliche höhere Töcht schule. Christliche Erziehung u sorgfält. Ueberwachung. Pensio preis 900 Mk.

Anfragen unter **P R** an Expedition.

Pianinos, Harmoniums
von ℳ 400.—an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln
Flügel,
Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seine Art, franco. Nichtgefallende In strumente auf meine Kosten zurück
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Fütterungskaste
für Vögel!



Fütterungskasten für Vögel! Al Freunden der Vogelwelt empfohl Die Kasten drehen sich mit dem Win sodaß sie stets einen geschützten fluchtsort für die Vögel bilden, das Futter nicht verschneien kann. beziehen für $3^1/_2$ Mark vom Mechani

R. Wolff, Delitzsch

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig